



Berlin, den 20. September 1902.

Ultramontane Moral.

Wenn ich vor einiger Zeit den ersten Band von Hoensbroechs „Papstthum“ ein werthloses Buch genannt habe, so war Das inkorrekt ausgedrückt. Es ist ein schädliches Buch, weil es durch Verhüllung wichtiger historischer Wahrheiten unkundige Leser täuscht. Die Hexenprozesse sind eine sehr wichtige Erscheinung, weil beide oder vielmehr alle drei Konfessionen gleiche Schuld daran tragen, womit bewiesen ist, daß keiner von ihnen die Göttlichkeit im Sinn der Orthodoxie zukommt. Hoensbroech sucht die Schuld des Protestantismus dadurch zu verbergen, daß er nur über die Hexenprozesse der katholischen Länder, nicht über die der protestantischen, ausführlich berichtet, und er macht das Papstthum allein für den Gräuelf verantwortlich, indem er sagt, die Protestanten hätten den Unsin auf die Autorität der katholischen Hexenklaffiker hin geglaubt. Man war aber der Haß der Lutheraner gegen das Papstthum so stark, daß sie nicht einmal die so nothwendige gregorianische Kalenderreform annehmen wollten, weil sie von Rom kam; wie würden sie der Bulle Innocenz des Achten und dem Hexenhammer geglaubt haben, wenn der Inhalt dieser Schriften nicht ihrem eigenen Aberglauben und ihrem verhästerten Gemüthszustande entsprochen hätte? Was aber die zuerst erwähnte Unwahrhaftigkeit betrifft, so entzieht sie noch eine andere wichtige historische Wahrheit den Blicken der aufrichtig Suchenden. Die Hexenprozesse der angelsächsischen und der skandinavischen Länder scheinen in Deutschland auch den Gelehrten wenig bekannt zu sein. Ueber Skandinavien erfährt man Einiges aus dem neuesten Buch von Troels-Lund: „Gesundheit und Krankheit in den Anschauungen alter Zeiten“. Da lesen wir: „Die Scheiterhaufen lohten in Dänemark, in Norwegen, in Schweden, über ganz Europa, wenn auch am Heftigsten in den Ländern mit neuen Staatskirchen. Welcher Fanatismus

brennt nicht in Worten wie den folgenden und welchen schreckenvollen Zustand malen sie nicht, äußerlich und innerlich, doppelt, weil es ein Ehrenmann ist wie Peder Palladius, der sie zu den braven Bauerleuten von ganz Seeland spricht: „Die Hexen erhalten jetzt ihren richtigen Lohn. Jetzt können sie sich nicht länger halten in den hellen Tagen dieses klaren Evangeliums. Jetzt holt sie die schwere Noth. Aus der Welt mit ihnen! Es ist doch ihr verdienter Lohn. Vor Kurzem verbrannte man ja einen Haufen von ihnen in Malmö, in Rjåge und anderswo. Und nun hören wir, daß in Malmö wieder ein Haufe von ihnen sitzt, der ergriffen ist und verbrannt werden soll. In Jütland und auf den kleinen Inseln ist man auf der Jagd nach ihnen wie nach Wölfen, so daß neulich zweiundfünfzig Hexen ergriffen und auf Älven verbrannt worden sind. Die eine verräth die andere (auf der Folter natürlich); so kommen sie alle heran.“ So wenig bei uns vorläufig also im Einzelnen bekannt sein mag: im Allgemeinen steht fest, daß in Scandinavien, Großbritannien und in den Neuenglandstaaten die Hexenprozesse gewüthet haben; in Italien und Spanien nicht. Was Hoensbroech über Italien und Spanien zu berichten weiß, bestätigt nur, daß dort Massenhexenbrände, wie im Norden, nicht vorgekommen sind. Daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß der Gräuel aus der Verdästerung hervorgegangen ist, die die Schrecken der langen Winternacht des nebligen Nordens in den Seelen verbreiten mußten, ehe die modernen Beleuchtungsmittel eingeführt waren. Die — übrigens auf der Bibel fußenden — theologischen Gräbler haben den Volksaberglauben nur in ein System gebracht. Der südländische, namentlich der italienische ist, abgesehen vom mal' oocchio, mehr lustiger als schreckhafter Art. ¶ Endlich vertuscht Hoensbroech die große Schuld der Juristen, die, selbst wenn sie den Aberglauben ihrer Zeit und ihres Volkes theilten, die Unvernunft, Ungerechtigkeit und Grausamkeit der von ihnen beliebten Prozeßführung erkennen mußten.

Im zweiten Bande des „Papstthums“ nun handelt es sich nicht um eine historische Vergangenheit, sondern um brennende Fragen der Gegenwart — der Untertitel lautet diesmal: „Die ultramontane Moral“ —, und obgleich der Verfasser auch diese falsch ansagt und behandelt, soll ihm doch als Verdienst angerechnet werden, daß er durch die Zusammentragung von reichlichem Material zu ihrer Beantwortung kräftig anregt. So will ich denn durch eine Ergänzung meines Aufsatzes „Jesuitenmoral“ das Meine dazu beitragen, die Anregung fruchtbar zu machen. In jener kurzen Auseinandersetzung mit der Moralkasuisik habe ich gesagt, daß die Werke der Kasuisten, die sich theologia moralis oder ähnlich nennen, nicht „die katholische Moral“ und überhaupt keine Moral, auch keine Lehrbücher der Moral, sondern Strafgesetzbücher und Kommentare zu solchen sind; daß sie

der Beichtvater nicht entbehren kann, wenn er den Richter spielen soll; daß zwar meiner Ueberzeugung nach sein Richteramt eine aus dogmatischen Irrthümern entsprungene leere Einbildung ist, daß er aber als Rathgeber und Seelenführer sehr heilsam wirken könnte und daß daher die katholische Bußanstalt nicht abgeschafft, vielmehr reformirt werden sollte; daß endlich die — auch abgesehen von den Erfordernissen des Beichtstuhles — nicht völlig zu vermeidende Kasuistik allerdings eine gefährliche Wissenschaft und Kunst ist, die zur Rabulistik, zur sophistischen Beschwichtigung der Gewissen, zur Auflösung der Grundsätze durch Spitzfindigkeiten verführt. Daß diese schlimmen Wirkungen thatsächlich eingetreten sind, daß die Moralkasuistik einen abscheulichen Wust von Dummheiten, Lächerlichkeiten und Nichtswürdigkeiten aufgehäuft hat, daß die katholischen Ritual- und Ceremonialgesetze diesen Unrathhaufen ins Ungeheuerliche vergrößert und aus dem Christenthum ein neues salmudistisches Pharisäerthum gemacht haben: darin sind alle Vernünftigen einig; und solche Vernünftige giebt es auch unter den angesehenen katholischen Theologen, wie Hoensbroech selbst hervorhebt. Aber indem ich den Pharisäismus nenne, verurtheile ich damit des Verfassers Tendenz, die sich schon in dem Titel seines Werkes zeigt. Der Papst ist eben so wenig wie der Jesuitenorden der Urheber oder auch nur der einzige Konservator dieser „Verirrungen nicht eines verdorbenen Herzens, sondern eines spitzfindigen Verstandes“, wie sie Hoensbroech selbst in der ersten Zeit seiner wiedergewonnenen Freiheit genannt hat, sondern diese Verirrungen stellen sich auf einer gewissen Stufe der gesellschaftlichen Verwickelungen und der geistigen Verfeinerung immer und überall ein. Hoensbroech nennt den großen Gerson, der drei Päpste abgesetzt hat, den liebenswürdigen Anselm von Canterbury, einen Mann des zwölften Jahrhunderts, und die Kirchenväter unter den Vertretern einer falschen und dabei kasuistischen Sexualmoral; er hätte weiter zurückgehen können bis auf die griechischen Philosophen und Sophisten der vorchristlichen Zeit. Die Schuld der Päpste, so weit es eine ist, besteht darin, daß sie Kinder ihrer Zeit und ihres Volkes und im Durchschnitt weit mehr Produkte als Beherrscher ihres Milieus gewesen sind, womit freilich bewiesen ist, daß sie nicht Sprachrohre des Heiligen Geistes sein können; aber die weitere Folgerung, daß sie und ihre Kirche allein für die Zeit- und Volksirrhümer und für die Verirrungen gelehrter Lüftler verantwortlich zu machen seien, ist abzuweisen. Wenn die Größe und das feste Gefüge der katholischen Kirche Zeitirrhümern weitere Verbreitung und längeren Bestand sichern, so leisten sie den selben Dienst auch wahren Ansichten und heilsamen Gewohnheiten und schützen zugleich vor anderen Verirrungen, heute zum Beispiel vor denen des Spiritismus. Auf geistigem Gebiet gilt, wie auf dem der Mechanik, der Satz: der Vortheil jeder Maschinerie wird durch einen entsprechenden Nachtheil aufgewogen.

Daß aber die Verirrungen der Moralkasuisten nicht einem verderbten Herzen entspringen, beweist Hoensbroech schlagend durch seine Lebensskizze des Alfons Maria von Liguori. Ein Mann, der bis zu seinem neunzigsten Lebensjahr von verschimmeltem Brod und faulem Fleisch lebt und, um ja kein Wohlgefühl aufkommen zu lassen, beim Essen sich auch noch einen schweren Stein um den Hals hängt, der sich blutig geißelt und einen Stachelgürtel trägt, der unter seinem harten Lager ein Arsenal von Marterwerkzeugen einrichtet, ein solcher Mann beschreibt die Unkeuschheitsünden nicht zu seinem Vergnügen und huldigt dem Probabilismus nicht, um den Menschen das Sündigen leicht zu machen. Sein Seelenzustand glich auf ein Haar dem des jungen Luther. Aber während sich der derbe und frische harzer Bauernjunge mit einem kräftigen Ruck aus seinen Aengsten befreite,*) wußte sich der überfeinerte Sohn eines spitzfindig gewordenen alten Kulturvolkes nicht anders zu helfen als dadurch, daß er sich täglich mehrmals zu seinem Weichtvater flüchtete und von ihm die Unterdrückung seiner Hölleangst kommandiren ließ. Und aus Mitleid mit seinen Menschenbrüdern, bei denen er die selbe Angst voraussetzte, bildete er das Beichtinstitut zur Todstunganstalt aus. Er ist nicht der Erfinder des Probabilismus; aber bei seinem Gemüthszustande mußte er mit beiden Händen danach greifen. Denn wenn Einer an die Hölle glaubt, wenn er ferner glaubt, daß jede nicht getilgte Todsünde den Menschen der Hölle überliefert, und wenn so ziemlich Alles, was das menschliche Leben unvermeidlich mit sich bringt, zur Todsünde gestempelt wird, so bleibt den Theologen nichts übrig, als den Fluch der Todsünde, den sie den meisten menschlichen Handlungen angehängt haben, mit allerlei Kniffen wieder wegzudisputiren, zu denen gehört, daß man eine Handlung nicht für Todsünde zu halten braucht, wenn sie auch nur ein einziger angesehener Theologe nicht dafür hält. Geschieht Das nicht, so werden alle gesunden, kräftigen Naturen der Kirche entlaufen, die schwachen und kranken aber wahn-sinnig werden. Also der Probabilismus ist das unentbehrliche Hilfsmittel gegen die verderblichen Wirkungen einer irrenden Dogmatik. Ob jedoch alle Sätze der Probabilisten ohne Ausnahme den Abscheu verdienen, den der Exjesuit vor ihnen zu empfinden scheint, mögen die Leser nach folgenden Proben entscheiden. Ein Diener, der seinem Herrn oft die Leiter hält oder die Thür öffnet, wenn dieser Herr ein Mädchen besucht, sündigt nicht schwer, falls er

*) Sein Ordensprovincial Staupitz hatte ihm den Weg gewiesen, da er auf seine Klagen antwortete: „Du willst ohne Sünde sein? Du hast ja gar keine rechte Sünde! Christus ist die Vergebung aller rechten Sünden, wie Elternmord und Ehebruch. Soll Christus Dir helfen, so mußt Du ein Register haben, worin solche Sünden vorkommen, nicht aber Dich mit solchem Dampferwerk und Puppenünden herum-schlagen.“

es thut aus Besorgniß, er möchte sonst schlecht behandelt oder fortgejagt werden. Es ist erlaubt, sich über die durch den Tod des Vaters erlangte Erbschaft, aber nicht über den Tod selbst zu freuen. (Dieser Satz steht nicht bei Hoensbroech, er charakterisirt aber eine ganze Gruppe von Entscheidungen besser als die Beispiele, die von ihm angeführt werden. Ein Geistlicher, der solche Fälle im Jugendunterricht erdichtete, würde Prügel verdienen; aber werden sie ihm beigeichet, so muß er natürlich eine Entscheidung treffen). Der Vater darf die entehrte Tochter töten. (Hoensbroech scheint weder die Lucretia und die Virginia zu kennen noch zu wissen, daß ein gewisser Lessing eine große Tragoedie geschrieben hat, so sich Emilia Galotti betitelt). Um eine sehr schimpfliche thätliche Beleidigung (Ohrfeige, Schläge) abzuwenden, ist nach Ansicht einiger Theologen einem hochstehenden Manne im Nothfalle die blutige Abwehr erlaubt. (Der Graf scheint im Jesuitenkolleg den Ehrentod seiner protestantischen Standesgenossen vergessen und nach seiner Befreiung keine Zeitungen mehr gelesen zu haben). Selig werden kann ein Mensch, der nach vierzigjährigem Sündenleben, ohne jemals Gott geliebt zu haben, vor dem Tode bei bloßer attritio losgesprochen wird. (Seite 542. Contritio ist Reue über die Sünden aus Liebe zu Gott und gilt als vollkommen; attritio wird die Reue genannt, wenn sie aus weniger erhabenen Beweggründen, etwa aus dem Mißfallen an der Häßlichkeit der Sünde und aus Furcht vor der Strafe entspringt. Hoensbroech hätte, um einen richtigen Begriff von der katholischen Kirchenlehre zu geben, hinzufügen müssen, daß nach ihr contritio für sich allein ohne Losprechung die Sünde tilgt. Das heißt, daß ein vollkommen gut gewordener Mensch der kirchlichen Vermittelung gar nicht mehr bedarf. Io te sopra te coronato mitrio, ich mache Dich zu Deinem eignen Papst und Kaiser, spricht Virgil zu Dante, da er im Purgatorio von ihm Abschied nimmt). Die allerabscheulichsten Thesen der Probabilisten, räumt Hoensbroech ein, seien ja von den Päpsten verurtheilt worden; aber die Jesuiten, klagt er,kehrten sich nicht an die Verurtheilung. Unter diesen abscheulichsten Thesen steht auch: „Der Mensch ist zu keiner Zeit seines Lebens verpflichtet, Akte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe zu erwecken.“ Auch führt er die Behauptung eines Jesuiten an, der Mensch sei nicht unter einer Todsünde verpflichtet, Gott affectiv zu lieben — Das heißt: Liebe zu Gott zu empfinden —, es genüge, die Liebe durch Erfüllung der Pflichten gegen Gott und den Nächsten zu bethätigen. In einer Zeit, da die europäische Gelehrtenrepublik Jedem für rückständig erklärt, der an einen persönlichen Gott glaubt, wirkt es geradezu komisch, wenn unter dem Beifall der weniger gelehrten treuen Unterthanen dieser Republik den Jesuiten ein Verbrechen daraus gemacht wird, daß sie arme Schwächer in den Himmel kommen lassen wollen, deren irdisch geartete Seelen es zu keiner affectiven

Gottesliebe, daher auch zu keiner contritio bringen. Hoensbroech erwähnt die Legende von der jungen und schönen Schwester Pförtnerin, die, von der Sinnenlust hingerissen, entläuft, fünfzehn Jahre als Dirne lebt, verblüht ins Kloster zurückkehrt, um die verdiente Strafe zu erleiden, an der Pforte aber ihr Ebenbild findet: die Heilige Jungfrau hat ihre mit der Zeit sich wandelnde Gestalt angenommen, sie so vertreten und Niemand hat ihre Abwesenheit bemerkt. Hoensbroech nennt Das „Blodsinn“. Vielleicht hätte er auf dieses Schimpfwort verzichtet, wenn er gewußt hätte, daß ein englischer Dichter die Legende bearbeitet und daß ein Feuilletonist der Frankfurter Zeitung über die Dichtung berichtet hat, entzückt nicht allein von der modernen Bearbeitung, sondern auch von der Schönheit und Tiefe des Gedankens der alten Legende. Jesuitenseelen sind eben mathematisch-logisch-scholastische Seelen;

„ sie gäßen reifen Sinn für Wissenschaft und Poesie und taugen daher, auch wenn sie ihrem Orden feind geworden sind, nicht zur Behandlung großer Kulturprobleme.

Daß die Jesuiten den Probabilismus vielfach dazu benutzt haben, sich und die Kirche den Großen zu empfehlen, denen sie mehr als milde Beichtväter waren, mag richtig sein. Ob die lutherischen und die kalvinischen Hofprediger vorkommenden Falles ihren Fürsten entgeggetreten sind, wie der Prophet Nathan dem König David, wie der Bischof Ambrosius dem Kaiser Theodosius und wie Fénelon in seinem Brief an Ludwig den Vierzehnten (Morß hat ihn in den Manuel de la Littérature française aufgenommen), mag dahingestellt bleiben. Aber die Jesuiten haben doch nicht ausschließlich den Großen gebient, sondern auch durch Beschönigung der geheimen Schadloshaltung und der Steuer- und Zolldefraudation bewiesen, wie gefährliche demagogische Feinde der Staats- und Gesellschaftsordnung sie sind, was Hoensbroech und seine Freunde halb mit der gebührenden Entrüstung und halb mit Genußthuung hervorheben. Und es ist wahr: wenn ein Diensthote oder ländlicher Arbeiter, der sich bei schlechtem Lohn auch noch kurze Kost gefallen lassen muß, manchmal einen illegitimen Griff in den Brotschrank oder in den Keller oder in das Schotensfeld seines Herrn thut, so wird ihn der jesuitisch geschulte Beichtvater kaum mit der Hölle ängstigen; und wenn einer jener italienischen Arbeiter, denen Gutsherr und Staat um die Wette das Mark aus den Knochen saugen, den Stadtkästel ein Wenig betrügt, der ihm beim Mehl- und Broteinkauf durch die Mauth vollends abnimmt, was ihm die anderen beiden gütigen Patrone gelassen haben, so wird er in der Beichte nicht zur Erstattung verpflichtet werden. Die bei Gury (Editio Tornacensis) angeführten Autoren stimmen darin überein, daß der Beichtvater die Gläubigen zur gewissenhaften Entrichtung der Steuern und Zölle anzuhalten, den offenen Widerstand gegen die Steuererheber und den gewerbmäßigen Schmuggel für Todsünde zu erklären, sie dagegen nur mit

Vorsicht zur Restitution hinterzogener indirekter Steuern anzuhalten habe, namentlich, weil sich das Vorurtheil, daß der Schmuggel im Kleinen keine Sünde sei, nicht austrotten lasse. Das gelte besonders von Frankreich; und das Vorurtheil sei nicht so ganz ungerechtfertigt. Seien denn auch wirklich alle Steuern und Zölle, die in diesem Lande erhoben werden, gerecht und legitim? Wer wolle behaupten, daß alle Kriege, mit denen zuerst die Republik und dann Napoleon ein Vierteljahrhundert lang Europa überzogen habe, daß alle inneren Ummwälzungen gerecht gewesen seien? Und diese äußeren und inneren Unruhen seien doch eben die Ursachen der unerträglichen Steuerlast. Ob denn die Völker wirklich so streng verpflichtet seien, die Kosten aller Abenteuer zu bezahlen, die von den Friedensfeinden unternommen werden. Freilich dürfe man solche Ansichten nicht von den Dächern predigen. Vor unseren heutigen Eisernen gegen den „Wucherzoll“, die bekanntlich nichts weniger als Jesuitenfreunde sind, dürfte diese Jesuiterei Gnade finden. Gewisse Kommerzienräthe aber, sogar manche Grafen (ein solcher, der sich mit sechstausend Mark eingeschätzt und gegen die höhere Schätzung der Kommission reklamirt hatte, mußte schließlich sechzigtausend Mark verlieren) werden sich tollachen über den gewissenhaften Hornbroeck. Ich habe in meinem Leben erst einen Menschen kennen gelernt, dem das Steuerzahlen Herzens- und Gewissenssache ist und der peinlich jeden Pfennig mühsäligen literarischen Nebenverdienstes deklarirt; und dieser eine ist ein ultramontaner Gymnasiallehrer. Uebrigens ist der Beichtstuhl in Beziehung auf die Restitution nicht ganz unwirksam; ein altkatholischer Kaufmann war sehr ärgerlich darüber, daß ihm der „römische“ Pfarrer wiederholt Geldsummen schickte, die ihm ehemalige Angestellte des Herrn übergeben hatten.

Run endlich der Keuschheitstrost, auf den sich die Schächer germanischer Sittenreinheit, natürlich nur, um sich zu entrüsten, zuerst stützen werden (sie werden zu ihrem Unbehagen finden, daß sie sich ihn aus vielen verschiedenen Kapiteln zusammensuchen müssen), wie ja auch die frommen Theologen, die ihn geliefert haben, nur der Haß gegen die Sünde gezwungen hat, sich den Feind — geht doch nichts über die List des Teufels! — so genau anzusehen. In der altkirchlichen, bei den Katholiken offiziell aber natürlich nicht thatsächlich heute noch geltenden Sexualmoral gehen zwei Strömungen unvermittelt neben einander. Der orientalische Pessimismus, der in seiner Heimath sehr ungleiche Früchte, Buddhismus, Sakirunwesen, Manichäismus, gezeitigt hat, erzeugt die Ueberschätzung der Virginität, die Einbildung, daß die Ausübung gewisser organischen Funktionen an sich sündhaft und die Nichtausübung an sich Gott wohlgefällig sei, und die entsetzliche Furcht vor jedem Genuß, vor jedem Wohlgefühl, vor jeder Freude, die so weit geht, daß schon das Allgemeingefühl eines gesunden Leibes gefährlich erscheint und daher

durch Selbstpeinigung vernichtet wird. Dieser Ethik entspringen dann noch die kindische Flucht vorm Weibe und Anleitungen zur Bewahrung der Keuschheit, die, von seelenunkundigen Phantasten ausgeht, seit den Tagen des Heiligen Antonius bis heute ausnahmslos das Gegentheil von Dem bewirkt haben, was man, von Höllenangst gepreißt, mit ehrlicher, heißer Inbrunst erstrebt. Wenn die katholischen Geistlichen heute viel reiner leben als in der patristischen Zeit und im Mittelalter, so verdanken sie Das nicht den Lehren ihrer Äbten, sondern ihrer vernünftigeren, den Anforderungen der Welt besser angepassten Lebensweise, der Arbeitlast, die ihnen die Zeitumstände auslegen, und der argwöhnischen Aufsicht des Publikums, der sie unterstellt sind. Von dieser Sexualmoral gilt nun ganz besonders, was vorhin vom Rigorismus im Allgemeinen gesagt wurde, daß er den Probabilismus fordert, weil er sonst die Massen aus der Kirche treibt und die Zurückbleibenden verrückt macht. Allerdings ist noch eine dritte Wirkung möglich; sie ist sogar die gewöhnliche. Auch die offizielle protestantische und liberale, die bürgerliche Staats- und Polizeimoral erzeugt sie, die ja, ohne sich auf Einzelheiten einzulassen, nicht weniger rigoros ist als die der katholischen Äbten; denn auch sie läuft auf den Satz hinaus: alles „Thierische“ ist abscheulich, ist Sünde und verboten. Wenn nun der junge Mensch die Erfahrung macht, daß es ihm unmöglich ist, sich des Verbotenen zu enthalten, und wenn er merkt, daß auch seine gestrengen Vorgesetzten keine Engel sind, so zieht er die Folgerung: die Sexualmoral ist gar nicht ernsthaft gemeint; es handelt sich dabei nur um Wahrung des Scheines; und der Satz der Autorität: Alles ist verboten, schlägt um in den aus einer unerleuchteten Erfahrung geschöpften Satz: Alles ist erlaubt, ausgenommen die Verletzung der Anstandsregeln. Mit dem orientalischen Pessimismus hat nun aber die historische Entwicklung den alttestamentlichen Optimismus und die Lebenskraft und Lebenslust der europäischen Völker verknüpft, ohne daß es gelungen wäre, die entgegengesetzten Elemente anders als durch sehr künstliche und durchaus unzulängliche Theorien innerlich mit einander zu verbinden. Dem das Leben bejahenden Element entspringt die Lehre der Kirche, daß es Pflicht der Eheleute sei, für die Erhaltung des Menschengeschlechtes zu sorgen, und Pflicht jedes Einzelnen, den eigenen Leib und nach Möglichkeit auch den des Nächsten gesund und bei Kräften zu erhalten. Darauf zielen viele Entscheidungen der Kasuisten ab. Diese finden das Sündhafte der Unkeuschheit darin, daß die Zeugungstoffe um der Wollust willen vergeudet und ihrem Zweck entfremdet werden, und sie wollen den ehelichen Verkehr überwachen, um möglichen Gesundheitschädigungen beider Gatten vorzubeugen und das Leben des Foetus zu schützen. Damit bewegen sie sich in der selben Bahn wie die Staatsregierungen und die moderne Hygiene. Und auf diesem Gebiet ex-

scheint nun das Beichtwesen als eine Institution, die, gehörig reformirt, un-
gemein wohlthätig wirken könnte, ja, die gerade heute dringend gefordert wäre
und, hätten wir sie, durch nichts Anderes ersetzt werden könnte. Es handelt
sich dabei hauptsächlich um Dreierlei. Erstens um die Unterweisung der
Jugend. Man lese im ersten Bande des von Pastoren herausgegebenen
Werkes „Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner“,
was von gewissen „Konfirmandenbüchern“ im Regierungsbezirk Stettin erzählt
wird, und sage dann, ob an dieser lutherischen Dorfjugend der bössartige
Jesuit noch Etwas zu verderben fände. Man erwäge die Zahl der Ge-
schlechtskranken, die man schon aus der Zahl der Ankündigungen von Spe-
zialisten in den Zeitungen errathen kann, ferner die Zahl der Sittlichkeits-
verbrechen, die doch nicht alle gerichtsnotorisch werden, und die Zahl der un-
ehelichen Kinder und sage dann, ob es nicht unverantwortlich ist, daß man
die jungen Leute unbelehrt in eine solche Welt hineinduseln läßt. Damms
Predigt gegen die Entartung mag übertreiben, aber Tausende glauben ihr
und ein höherer Regierungsbeamter hat mir jüngst geschrieben, daß er ihr sein
glückliches Eheleben verdanke. Erfüllen die Eltern in diesem Punkt ihre
Pflicht? Vermögen es ungebildete Eltern? Gewiß: die Belehrung im Beicht-
sinn ist theils unzulänglich, theils falsch und sie tritt meist nur ein, wenn
der Beichtende Anlaß dazu giebt, kommt daher gewöhnlich zu spät. Aber
— nur darum handelt es sich — ist sie grundsätzlich zu verwerfen? Ist es
vernünftig, Zetermordio zu schreien, wenn der Geistliche einmal deutlich
spricht? Sprechen Lehrjungen, Fabrikarbeiter und Soldaten so gar zart und
verblümt über solche Sachen? Und wenn der Junge oder das Mädchen der
Polizei, dem Strafrichter und dem Arzt in die Hände fällt: scheuen Die sich
etwa, deutlich zu werden? Zweitens steht fest, daß rohe Männer ihre Frauen
schwer schädigen, indem sie auf ihren Zustand vor und nach der Entbindung
keine Rücksicht nehmen, daß sie im Rausch elende Kinder zeugen und anderes
Unheil anstiften. Hat es bisher, namentlich auf dem Dorf, außer den Geist-
lichen eine Autorität gegeben, die wenigstens versucht hätte, solchem Unfug
zu wehren? (Daran erinnert Vieles, was Hoensbroech anführt.) Drittens
das Zweikindersystem. Mit diesem feinen Namen wird die Sache allerdings
bei den Kasuisten nicht benannt. Ich will hier Gury Etwas entnehmen, das
Hoensbroech nicht anführt. Der Bischof Bouvier von Le Mans berichtet
nach Rom, die Praxis sei in seiner Diözese allgemein. Das jüngere Volk
scheue die Kinderlast. Schärfe ihnen der Beichtvater ein, diese Praxis auf-
zugeben, so gingen sie nicht mehr zur Beichte; die Zahl der Kommunikanten
nehme hauptsächlich aus diesem Grunde von Jahr zu Jahr ab. Er fragt:
Ist jeder solcher Akt an sich Todsünde? Darf man annehmen, daß die nicht
darüber Belehreten keine Todsünde damit begehen? Ist es zu billigen, wenn

die Beichtväter, obwohl sie wissen, daß die Praxis herrscht, nicht danach fragen? Die Poenitentiarie antwortet unterm achten Juni 1842, Frauen, die sich Das gefallen ließen, seien nicht zu beunruhigen. Nach dem Modus des ehelichen Verkehrs zu forschen, sei der Beichtvater für gewöhnlich nicht verpflichtet, es zieme sich auch nicht; nur wenn die Poenitenten selbst fragen, habe er darüber zu sprechen. Wer wagt es, den Bischof zu tadeln, daß ihn eine Erscheinung beunruhigt, die seitdem allen französischen Patrioten schwer auf dem Herzen liegt und die Bala in seinem vorletzten Roman bekämpft? Ist nicht vielmehr die Kurie zu tadeln, daß sie sich der Pflicht einer unzweideutigen Entscheidung entzieht? Ist die Sache etwa nicht wichtig? Gehört sie nicht auch uns an? Nicht nur in Frankreich suchen die Besitzenden vielfach übermäßige Zerstückelung ihres Vermögens zu verhüten; Schriften in deutscher Sprache von Herzten, die neomalthusische Praktiken lehren, sind weit verbreitet, auch Bauern ziehen sie zu Rath und in England fängt die organisirte Arbeiterschaft an, klug zu werden, wie Alexander Tille entsetzt berichtet.

Hoensbroech wird nun freilich sagen: All diese Dinge kümmern den christlichen Geistlichen nicht. Der hat nur die christliche Sittlichkeit zu lehren, die nicht ein Gesetz mit so und so vielen Vorschriften ist, nicht ein Müssen, sondern die in Liebe zu Gott freiwillig sich vollziehende Selbsthingabe an ihn und seinen heiligen Willen. „Mit einem Blick übersteht der Christ die sittlichen Pflichten, die das evangelische Christenthum ihm vorhält. Breite, lichte, gerade Straßen thun bei diesem Blick sich vor ihm auf.“ Wahr und schön gesagt. Nur schade, daß diese einfache Weisheit, die, nebenbei bemerkt, auch der katholische Prediger und Katechet lehrt, und daß noch mehr die gelehrte Form, in der sie von modernen Philosophen und von protestantischen Theologen*) vorgetragen wird, für neunundneunzig von je hundert Menschen ein Wortgetöse ohne Sinn bleibt und daß der hundertste, der sie versteht, in vier von fünf Fällen ein Atheist, ein Naturalist, ein Anarchist oder sonst ein moralinsfreier Mensch ist. Ein guter Junge spricht ja gern die Worte nach: Ich gebe mich Gott hin; er ist sogar bereit, es zu thun, denn es ist unglaublich, wie voll guten Willens vierzehnjährige Knaben sind und wie leicht man sie exaltiren kann. Aber ergiebt sich dem jungen Menschen wirklich aus diesem guten Willen ganz von selbst Alles, was er zu thun hat? Kann er nicht durch eine in seiner Unwissenheit vorgenommene Korrektur eines amtlichen Schriftstückes Urkundenfälscher werden? Und wenn man ihn über

*) Die sind beinahe so schwer zu verstehen wie ein Reichsgerichtserkenntniß. Neulich hat mir Einer geschrieben, ich hätte keine Ahnung davon, was Religion, was Christenthum sei, und wenn damit die modernste Theologie gemeint ist, so hat er Recht; aber glaubt er, daß die der Bauer versteht? Und wenn nicht, was nützt sie dann?

solche Dinge — leider nicht immer und nicht ausreichend — belehrt: warum nicht auch über das Geschlechtliche? Wie soll er denn errathen, was da Recht und Unrecht, erlaubt und verboten, gesund und schädlich ist, wenn es ihm Niemand sagt? Ueber die Pflege der Augen, der Ohren, der Nase, der Zähne werden die Kinder jetzt in der Schule unterrichtet; aber über Das, was für ihre Gesundheit viel wichtiger ist als die Zahnbürste und wovon nicht allein die Gesundheit, sondern sogar die Existenz der kommenden Geschlechter abhängt, sagt ihnen kein Mensch ein vernünftiges Wort. Die verblämten Mahnungen und Drohungen schaden mehr, als sie nützen. Mag sein, daß Herrschucht im Spiel ist, wenn sich die katholische Kirche eine spezielle Seelenleitung anmaßt, wenn sie auch auf die Jurisdiktion in Ehesachen, die ihr von der Völkerverwanderung ab zugefallen ist, nicht verzichtet, obwohl heute der Staat sie mehr oder weniger gut besorgt, und daß sie sich daher noch mit den Mytherien befassen muß, die bei Ehescheidungsprozessen zum Vorschein kommen. Doch ist es auch nicht sehr gewissenhaft, wenn sich eine Kirche auf salbungsvolle Trivialitäten beschränkt und dem Einfältigen, der gern wissen möchte, wie er sich in einem bestimmten Fall verhalten soll, kalt sagt: Darüber hat allein Dein Gewissen zu entscheiden. Autonomie ist eine schöne Sache. Ich selbst bin mein Leben lang autonom gewesen, habe nie einen Anderen gefragt, was ich thun soll, habe immer nach meinem Kopf oder nach meinem Herzen gehandelt. Aber wie viele Menschen giebt es denn, die nicht einem lebendigen oder einem papiernen Leithammel nachlaufen? Nicht zu reden von Lehrlingen und Ochsenknechten: waagt denn der durchschnittliche Student, sich gegen die Autorität des älteren Kommilitonen aufzulehnen, dessen Moralkodex nicht immer mit dem des Pfarrers und der Mutter übereinstimmt? Die Männer, die sich der inneren Mission widmen, haben gewiß längst die doppelte Erfahrung gemacht, daß ihre Beteuerungs- und Pflegeobjekte von Autonomie sehr weit entfernt sind und daß bei ihnen mit noch so erhabenen Allgemeinheiten nichts ausgerichtet ist.

So erwachsen uns aus der Betrachtung der „ultramontanen Moral“ zwei Aufgaben. Wir haben in Erörterungen, die von aller Gehässigkeit frei bleiben müssen, unsere katholischen Mitbürger davon zu überzeugen, daß ihre historisch gewordene Dogmatik, aus der ihre Morallehren fließen, und ihr Weichhinfütten der Reform dringend bedürfen. Ich halte dieses Ziel für erreichbar, denn die Unterrichteten unter den Katholiken werden doch nicht leugnen wollen, daß die Volksmoral in den katholischen Ländern, wenn auch vielleicht nicht unter, so doch ganz gewiß nicht über der protestantischen steht, daß die Menschen im Mittelalter viel zügelloser gelebt haben als in unserer „kirchenfeindlichen“ Zeit, daß also die asketische Moral im besten Fall nichts nützt und daß der gebildete Mann, die gebildete Frau mehr als einen gewichtigen

Grund haben, den Beichtstuhl zu meiden. Im Leben ist die affektische Moral so gut wie aufgegeben. Der gebildete Katholik lebt nicht anders als der gebildete Protestant: vernünftig und mäßig genießend, ohne Selbstpeinigung und ohne Bällerei, und der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Ropp, hat in seinem letzten Fastenhirtenbrief das Verhältniß von Körper und Geist, Natur und Gnade so befriedigend dargestellt, daß der moderne Mensch dem Meisten von Dem, was da gesagt ist, zustimmen kann. Dann aber — Das ist die andere Aufgabe — haben wir nach einer Volksmoral zu streben, die von den jetzt herrschenden Widersprüchen befreit und allgemein anwendbar ist. Wie will man die „ultramontane Moral“ bekämpfen, wenn man ihr nichts entgegenzusetzen hat? Und vorläufig haben wir nichts. Jeder von uns hat wohl seine eigene Moral, aber eine Moral, die von der überwiegenden Mehrheit der Katholiken anerkannt wäre, haben wir nicht. Daß Liebe und Gerechtigkeit zum Guten gehören und daß Stehlen und Morden Unrecht ist: darin stimmen die Meisten überein; aber wird dann weiter gefragt, ob in einem bestimmten Fall Diebstahl vorliegt oder ob eine bestimmte Handlung den Forderungen der Gerechtigkeit entspricht, dann gehen die Ansichten so weit auseinander, daß die allgemeinen Sätze beinahe wertlos erscheinen. Das Volk braucht Antwort auf Fragen wie die folgenden: Erleidet die Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit keine Ausnahmen, ist demnach die Staatsallmacht eine göttliche Einrichtung oder ist unter Umständen Widerstand gegen die Staatsgewalt erlaubt? Und unter welchen? Gibt es ein Recht auf Revolution? Wie weit geht die soziale Pflicht des Unternehmers? Ist Betteln Sünde? Ist es Sünde, dem Bittenden ein Almosen zu reichen? Ist die Unterdrückung, die Ausrottung unbequemer Nationalitäten erlaubt, ist sie sogar Pflicht? Ist wirklich jede außereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes Todsünde? Ist das Zweikindersystem erlaubt? Und wenn es zu dem Zweck erlaubt sein sollte, der Zerstückelung des Vermögens vorzubeugen: muß es da nicht geradezu als Pflicht verkündet werden, wo proletarische Volksvermehrung Tausende von unglücklichen Wesen in die Welt setzt, die voraussichtlich im Zuchthaus, im Arbeitshaus, im Straßengraben, am Strick enden werden? Haben die hochangesehenen Professoren Recht, die den Paragraphen 175 des Strafgesetzbuches aufgehoben wissen wollen? Wie weit geht die Erfassungspflicht der Bankdirektoren und Verwaltungsräte gegen geschädigte Aktionäre? Darf der Schuldige glauben, seinem Gewissen genug gethan zu haben, wenn er das vom weltlichen Richter Vorgeschriebene leistet? Ist Alles, was der Staat gebietet, sittlich gut, Alles, was er verbietet, sittlich böse? Hier, auf dem Felde dieser Fragen, ist Rhodus; hier zeige Deine Künste! Das muß man Jedem zurufen, der die Moral der Pappkirche denuncziert.

Reiffe.

Karl Jentsch.

Die Mechanik als Philosophie.

Unsere Geisteskultur ist beinahe charakterisiert durch einen Trieb, die Welt als ein materiell-energetisches, ideales, ethisches und ästhetisches System und alle diese Systeme wieder unter einander einheitlich zu konzipieren, und man ist geneigt, in dem Zuge zur Einheit ein besonders erfreuliches Zeichen zu erblicken. Dem kann in einem gewissen Sinne nur beigestimmt werden: wo der Geist von kasuistischer Wirrnis zu überschauender Synthese sich erhebt, steht man im Reich aufsteigenden Lebens. Doch darf nicht übersehen werden, daß auch der chaotische Urstoff, das, noch undifferenzierte Allgemeingefühl dem Auge im Bilde der Einheit erscheinen; und gerade der philosophische Sturm und Drang unserer Tage muthet Einen mehr wie ein blindes und darum alle feinen Grenzen überfluthendes Urwollen an denn als eine das Stadium analytischer Läuterungen übergipfelnde gedankliche Synthese. Leider werden die unmethodischen Strebungen auch von der Fachphilosophie nicht korrigirt; man glaubt dort, Weltweisheit abzuhandeln, wenn man wegen Unerkennbarkeit des Erscheinungsgrundes der Welt kritisch vor ihr stehen bleibt und wegen Unerforschbarkeit ihres Seinsgrundes metaphysisch über sie hinausfliegt. Wir aber scheint darin ein methodischer Grundirrtum sich auszudrücken: denn wie sollte es erlaubt sein, vor der Welt zu verzichten oder hinter ihr ihre Erklärung zu suchen, ehe nicht in ihr selbst nach Kriterien der Wirklichkeit und dem Prinzip des Seins genügend geforscht worden ist? Die Welt aber ist die Wissenschaft. Unbeirrt von philosophischen Dogmen und dogmatischen Fragen, die selbst die Antworten schon antizipiren, wächst sie aus dem Kreise der welterforschenden Einzeldisziplinen heraus, durch nichts Anderes legitimirt als durch die Strenge ihrer Methode und durch die königliche Gesinnung, jeden Augenblick der Würdigeren das Szepter abzutreten. So ist sie allein, trotzdem in ihr das Allgemeine der Welt sich nur verhält zeigt, die einzige wahrhafte Philosophie.

Das Problem der philosophischen Methode giebt die Frage auf: Wie bilden wir unser philosophisches Wissen immer reicher und tiefer aus? Und in dieser Frage ist nicht sowohl die Vermehrung des wissenschaftlichen Stoffes gemeint, aus dem das philosophische Wissen gewonnen wird, als vielmehr die zweckmäßigste und erfolgreichste Gestaltung eines gegebenen wissenschaftlichen Stoffes. Die Frage ist also ein besonderer Fall des allgemeinen Entwicklungsproblems. Die Möglichkeit der Entwicklung, und zwar der individuellen geistigen, mit beachtenswerther Klarheit und Schärfe schon in einer Zeit betont zu haben, wo im Weltgeschehen der Faktor der Entwicklung noch nicht entfernt erkannt war, ist Lessings Verdienst: „Ein Knabe, . . . den man beständig aus einer Szienz in die andere hinübersetzen läßt, den man

lehrt, sich eben so leicht von dem Besonderen zu dem Allgemeinen zu erheben wie von dem Allgemeinen zu dem Besonderen sich wieder herabzulassen: der Knabe wird ein Genie werden oder man kann nichts in der Welt werden.“ Hier sind schon Ansätze zu einer philosophischen Methodenlehre enthalten. Wird sie zwar nur für den lernenden Knaben aufgestellt, so sollte ihr in unserer Zeit, wo der Parallelismus zwischen Individualentwicklung und Stammesgeschichte zum Gesetz erhoben ist, Geltung auch für die Menschheit eingeräumt werden. Es ist aber erstaunlich, von wie Wenigen und wie selten Das erkannt wird, was für Challemeil-Lacour, den Staatsmann und klugen Verfasser der „Studien und Betrachtungen eines Pessimisten“, eine schlichte Wahrheit ist: daß der Mensch jeden Tag an Kenntnissen reicher wird, die er nicht seinem Genius, sondern dem mächtigen Mechanismus seiner Methoden verdankt. Der tiefste Sinn der Entwicklung als Neugestaltung von Gegebenem durch Bewegung, „Kombination“, durch die „Methoden“ der Natur wird auch heute noch kaum verstanden; man ist meist noch in der Präformationlehre befangen und spricht wohl von Entwicklung, stellt sie sich jedoch als ein stetiges Eintreten ganz neuer oder latenter, aber immer individualisierter Kräfte in den Weltprozeß vor.

Mag nun die Philosophie ihre vornehmste Hoffnung auf noch beizubringende wissenschaftliche Materialien und noch nicht aufgegangene Geistesfähigkeiten setzen oder gar die Fessel eines Prinzips als ihrer Freiheit unwürdig erachten: sie hat — und nicht nur im Allgemeinen — jede Art von wirklicher Methode bisher gründlich verachtet. Und es ist doch klar, daß auf die Frage Kants, wann die Philosophie aufhören werde, sich „beständig auf der selben Stelle herumzudrehen, ohne einen Schritt weiter zu kommen“, es eine einfache Antwort giebt: sobald sie aufhören wird, das Mittel, wodurch jede Wissenschaft weiter kommt — die Methode —, zu verschmähen. Muster-giltig hat Karl Stumpf die Aufgabe der Philosophie bezeichnet: „Sie will nur Das, was die besonderen Gebiete an Begriffen und Gesetzen ausbilden, so umfassend wie möglich und doch ohne Einbuße an Genauigkeit formulieren.“ Hier ist das methodische Wesen der Philosophie so eindeutig hervorgehoben, daß statt seiner Verkennung vielleicht eine Ueberschätzung eintreten könnte und daß der Philosophie jede andere Bedeutung als die einer gewissen Methode abgesprochen wird. Diese Auffassung möchte ich nicht empfehlen. Cohen betrachtet die Philosophie neben der Mathematik als eine Methode, die die Methode der Mathematik zu ergänzen hat, damit aus der Verbindung Beider die Naturwissenschaft resultire; diese etwas bündige These faßt er noch prägnanter so zusammen: „Die Naturalität der Philosophie quillt in ihrem eigenen Blute als Methode und Prinzip.“ Daß die Mathematik die theoretische Grundlage der Naturwissenschaft ist, wird Niemand bestreiten; ob aber aus

Ihr in Verbindung mit irgend Etwas, das man meinetwegen auch Philosophie nennen mag, und gerade nur so die Naturwissenschaft gewonnen wird, dürfte schon bezweifelt werden. Auch ich sehe einen Weg, um von der Mathematik durch die Chronometrie zur Mechanik und so zur gesammten Naturwissenschaft zu gelangen; aber ich brauche dazu nicht die Hilfe einer besonderen, Philosophie sich nennenden Methode; sondern mir genügen dazu die logischen Elemente, die mit jeder mathematischen Operation untrennbar verbunden sind, und ein Erfahrungsbegriff, in der Regel der der Masse. Daß so die Naturwissenschaft auch wirklich „resultirt“, ist übrigens nur *cum grano salis* zu verstehen. Die Philosophie ist allerdings ein Ergebnis, ein methodisch zu gewinnendes, umfassendes Ergebnis. Von der Thatsache ausgehend, daß jede Einzelwissenschaft mit dem Mittel der ihr eigenthümlichen Begriffe und Gesetze in einer besonderen Weise die Welt anschaut, bezeichnen wir die Philosophie als die allgemeine Weltanschauung, die es unternimmt, mit Hilfe einer gewissen Methode Begriffe und Gesetze ausfindig zu machen, die denen aller Einzelwissenschaften in einer bestimmten und gleichen Weise genügen. Die Methode, deren die Philosophie sich bedient, ist etwas Anderes als sie selbst und sie selbst ist etwas Anderes als die Methode einer einzelnen Wissenschaft oder eines Kreises einzelner Wissenschaften. Eine Theorie der Wissenschaften mag man sie immerhin nennen, wenn man eingedenk bleibt, daß die Wissenschaften die Welt bedeuten und daß die „Theorie der Welt“ auch die zur Entscheidung der sogenannten metaphysischen Fragen berufene Instanz ist.

Ist eine Anzahl von Wissenschaften gegeben und wird die Aufgabe gestellt, ihre unter einander verschiedenen Elemente auf ein allen genügendes Einheitsmoment zu bringen, so sind zwei Lösungen denkbar: entweder wird das Einheitsmoment ganz neu gebildet oder einem schon vorhandenen Element wird die Eigenschaft eines Einheitsmomentes zuerkannt. Im ersten Falle wird eine Philosophie neu begründet, im zweiten eine schon vorhandene Wissenschaft zur Philosophie erhoben; a priori wird das erste Verfahren als das geeignete gefühlt werden, tiefere Ueberlegung aber wird für das zweite sprechen. Mit anderen Worten: die Philosophie soll nicht so über allen Wissenschaften konstruirt werden, daß diese aus ihr gewonnen werden können durch Deduktion, sondern auf eine Wissenschaft als Philosophie sollen alle anderen bezogen werden durch Reduktion. Daß „das Allgemeine nur in dem Besonderen existirt und nur in ihm anschauend erkannt werden kann“, hat Lessing mit Recht betont. Der selbe Grund ist auch für die Reduktion der Wissenschaften auf eine Wissenschaft als Philosophie entscheidend. Was mit den Sinnen, den äußeren und den „inneren“, angeschaut werden kann — die Bewegung, der Stoff, die Form, die psychischen Vorgänge —: Das bildet den Grundbegriff einer entsprechenden Wissenschaft, — der Mechanik, der Chemie, der

Morphologie, der Psychologie. Eine über diesen Wissenschaften stehende Philosophie müßte also zu ihrem Grundbegriff schon ein Abstraktum machen, mit dem eine Weltanschauung nicht erlangt werden könnte. An Versuchen, solche „Realitäten“ zu finden, hat es allerdings nicht gefehlt. Um von der bekannten älteren Metaphysik, deren Beziehung zur Wissenschaft äußerst locker ist, zu schweigen, sei nur die Energie als die bedeutsamste neuere Konstruktion erwähnt. Aber mit Recht ist bemerkt worden, daß die Energie doch in die Anschauung sich einschleicht als Masse; freilich wird die Masse wieder abstrakt bis zur Unmöglichkeit, wenn sie in der Energetik als „Kapazität für Bewegungsenergie“ definiert wird. Immerhin darf eine Theorie der Welt, wie Ostwalds Naturphilosophie sie darbietet, nicht niedrig gewerthet werden; ist sie doch von hoher theoretischer Vollendung. Und nicht zu übersehen ist, daß auch von Ostwald die Philosophie auf die im energetischen Sinne reformirte Physik reduziert wird. Noch andere Versuche kommen gar nicht in Betracht. Soll der Weltanschauung das Streben, das noch im sprachlichen Ausdruck sich kundgibt, Erfüllung werden, so muß sie auf eine anschauliche Wissenschaft zurückgehen. Die Frage nach der Möglichkeit einer Philosophie als Wissenschaft hat Kant in den „Prolegomena“ auch so formulirt: Warum ist in diesem Lande noch kein sicheres Maß und Gewicht vorhanden, um Gründlichkeit von leichtem Geschwätz zu unterscheiden? Wir können nur sagen, daß die Möglichkeit der Philosophie auf das Dasein einer Wissenschaft sich gründet, auf die alle übrigen zurückgeführt werden können; das feste Maß der Philosophie wäre dann einfach die Höhe der Einsichten und ihr sicheres Gewicht die Schwere der Gründe jener Wissenschaft. Es scheint nun, daß eine solche Wissenschaft wirklich vorhanden ist: die Mechanik.

Die Hegemonie der Mechanik im Reich der Wissenschaften begann vor hundert Jahren. 1803 hat der Chemiker Claude Louis Berthollet als das Ziel der Wissenschaft von der Materie die Entwicklung der chemischen Statik und Mechanik bezeichnet. Er ging von der Ansicht aus, daß die wechselseitige Anziehung der Materie, die Affinität genannt und als die Ursache der chemischen Erscheinungen angesehen wird, eine Aeußerung der selben Grundeigenschaft der Materie sei, aus der auch die allgemeine Gravitation entspringe. Fünfundzwanzig Jahre später sprach der Morphologe Karl Ernst von Baer aus, daß der eine Grundgedanke, der im Weltraum die vertheilte Masse in Sphären sammelte und sie zu Sonnensystemen verband, auch alle Verhältnisse der thierischen Entwicklung beherrsche, und verließ die Palme dem Glücklichen, dem es vorbehalten ist, „die bildenden Kräfte des thierischen Körpers auf die allgemeinen Kräfte oder Lebensrichtungen des Weltganzen zurückzuführen.“ Die mechanischen Kraftwirkungen und die zweckmäßigen

Lebensrichtungen hat die neuere Physiologie, die überhaupt abgeneigt ist, den „vitalen“ Erscheinungen besonders Rechnung zu tragen, zum Prinzip einer „teleologischen Mechanik“ kombiniert. Der Physiologe, der die Frage nach der Entstehung psychischer Erscheinungen mit einem resignirten „Ignorabimus“ abwehrte, vermochte doch nicht zu leugnen, daß die psychischen Erscheinungen durch die mechanischen Vorgänge im Organismus genau bestimmt werden. In der Physik, dem Vaterlande der Mechanik, schränkt man deren Tragweite nur mit Worten ein, wenn man der Anschauung, daß die Physik eine Mechanik sichtbarer und verborgener Systeme sei, nur so viel zugiebt, daß vom logisch-systematischen Standpunkt aus die Mechanik als Grundlage für alle physikalischen Einzeldisziplinen erklärt werden müsse. Aus den einzelnen physikalischen Wissenschaften, wie auch aus den klassischen Dokumenten der übrigen Wissenschaften, tritt ein Streben hervor, das über den Kreis jeder hinaus und zu einer Grundwissenschaft hinweist. Die Mechanik ist das Organ, in dem alle kosmischen Betrachtungsweisen ihr philosophisches Einheitsbewußtsein erlangen. Mit der Erkenntniß ihrer großen Bestimmung hat die Mechanik auch das Gefühl höchster Verantwortlichkeit gewonnen. Wohl zu lebhaft war in Heinrich Herz dieses Gefühl, als er in der Einleitung zu den „Prinzipien der Mechanik“ die Grenzen der Mechanik gegen die Biologie absteckte, und zu mächtig wohl war in ihm jene Erkenntniß, als er in Bezug auf die belebte Natur seinem Grundgesetz in der Ausführung doch die Stellung einer „zulässigen Hypothese“ einräumte.

Wenn aber auch das Allgemeine aller anderen Wissenschaften in dem Besonderen der Mechanik existirt, so darf doch nicht außer Acht gelassen werden, daß jenes Allgemeine in diesem Besonderen mehr oder weniger verhüllt ist. Bei der denkbar vollkommensten theoretischen Ausbildung könnte die Mechanik den übrigen Wissenschaften in einer zwar gleichen, aber nur ganz bestimmten Weise genügen. Beim heutigen Stande der Wissenschaft kann Niemand sich der Anerkennung der philosophischen Superiorität der Mechanik entziehen; man muß mit ihr als Philosophie sich bescheiden oder auf wissenschaftliche Philosophie verzichten. Aber man kann mit gar mannichfachen Gefühlen vor ihr das Knie beugen. Man kann betonen, die Bewegung sei als eine neben vielen anderen Empfindungen im Bewußtsein vorgeschunden worden, sie erweise sich wohl für die Charakteristik der Erscheinungen fruchtbar, werde aber an irgend einem Punkte in entscheidender Weise versagen. Andere werden sich nach ihrer Erfahrung zu größerer Zudersicht für berechtigt halten und annehmen, daß, eben so genau wie das Licht durch Schwingungen, die Lichtstärke durch deren lebendige Kraft, die Farbe durch deren Länge und der Polarisationszustand durch deren Richtung bestimmt werden kann, auch entsprechende psychische Elemente zu bestimmen sein werden.

Aber diese Anderen werden leugnen, daß die Bewegung mehr ist als ein Symbol der Erscheinungen oder, wenn sie eine Realität sein sollte, mehr als eine gesetzmäßige Begleiterscheinung. Noch Andere werden mit Sicherheit von der Zukunft den Beweis erwarten, daß, wie bei thermischen und optischen, so bei psychischen Vorgängen die Massentheorien nur Ortsveränderungen und keine anderen, also keine qualitativen erlauben. Der letzte Standpunkt ist der des vollkommenen Mechanismus, den man den wissenschaftlichen Materialismus nennt. Dieser, als umfassendste Mechanik, stellt sich die Aufgabe, alle qualitativen Mannichfaltigkeiten der Erscheinung anschaulich, einfach und erschöpfend durch Bewegungen zu beschreiben. Gelingt es, die Welt der Qualitäten auf anschauliche Bewegungen zurückzuführen, so ist in jedem wissenschaftlichen Sinn Alles erklärt; denn erklären heißt, ein Unbekanntes auf ein Bekanntes, also ein unmittelbar in der Anschauung Vorhandenes, durch eine Beschreibung zurückführen, in der keine anderen als unmittelbar in der Anschauung vorhandene Elemente vorkommen. Doch ist keinen Augenblick zu vergessen, daß die reiche Anschauung, die mit den Mitteln der Mechanik durch Beschreibung vollkommen erklärt werden könnte, doch durch nichts ersetzt werden kann, daß also die mechanische Beschreibung in diesem Sinn immer unvollkommen bleibt. Die philosophische Mechanik muß danach streben, jeden Vorgang — auch einen psychischen — so genau durch einen Bewegungsvorgang zu bestimmen, daß mit jeder Bewegungsvorstellung sich das seelische Bild assoziiert, gleichsam ein binokulares Sehen eintritt. Die Farbe des Erlebten wird der Darstellung aber doch versagt bleiben; die eigenste Musik der Sphären bleibt dem Ohr stumm, auch wenn das Auge entzückt ihre Partitur liest. Aus der Zurückführung der mannichfachen Betrachtungsweisen der Welt auf die Mechanik folgt also auch nothwendig eine Reduktion im Sinn einer Beschränkung. Diese mag das Mittel zu einer ungeheuren Erweiterung unseres Gesichtskreises sein, sie mag auch keine Einbuße an Genauigkeit, vielmehr einen Gewinn bedeuten, sie mag eine zusammenhängende Erkenntniß überhaupt erst ermöglichen, — sie ist darum doch nicht weniger eine Beschränkung, als auch der Mechanismus unserer Sprache im Verhältniß zum reichen Inhalt unserer Empfindungswelt es ist. Ist Das erst richtig erkannt, dann werden die unverständigen Ansprüche blinder Mechanisten, den ganzen qualitativen Reichtum der Welt „dargestellt“ zu haben, eben so verstummen wie die ganz unberechtigten Einsprüche gegen die mechanistische Weltanschauung im Lager Derer, die auf dem Standpunkt ihres ungeordneten pluralistischen Erlebens gar kein Recht besitzen, den Einheitsbegriff „Welt“ zu gebrauchen.

Ich habe die Mechanik als eine beschreibende Wissenschaft bezeichnet. Diese Auffassung klingt unverkennbar an die bekannte Forderung Kirchhoffs an, daß die Mechanik die Bewegungen in der Natur vollständig und auf

die einfachste Weise beschreiben soll. Kirchhoffs Absicht war, der Mechanik um ihrer theoretischen Reinheit willen das Erklären abzunehmen und ihre Aufgabe so gewissermaßen zu erleichtern; ich habe zu zeigen versucht, daß das Beschreiben das Erklären mit erschöpft und die Aufgabe der beschreibenden Mechanik bis zur Höhe eines schier unerreichbaren Ideals empornwächst. Nachdem ich Kirchhoffs Postulat so ausgelegt habe, möchte ich noch Etwas hineinlegen: die Mechanik sei eine beschreibende Wissenschaft im Sinne der historischen Beschreibung. Mir scheint, daß durch diese methodische Forderung die Mechanik als Philosophie in doppelter Beziehung erheblich gefördert werden müßte. Eine wichtige Errungenschaft würde darin bestehen, daß die als die fruchtbarste anerkannte geneitische Denkweise, der die Welt ein historischer Prozeß ist, in der Philosophie den ihr zukommenden Ausdruck erhielte. Das könnte für bestimmte, zum Rang ewiger Wahrheiten erstarrte philosophische Vorurtheile, die von des dogmatischen Geistes Gnaden ihre fast unangezweifelte Legitimität besitzen, wichtige Folgen haben. Die Welt als „System“ — und so malt sie sich noch in den Köpfen der Philosophen — ist prädestinirt, in einem letzten Axiom, einem reinen Sein, einem a priori sich zu erschöpfen. Die Welt als Geschichte — die im Werden begriffene neue „Optik“ zur Welt — ist berufen, den Gedanken der Ewigkeit zu lehren und jedes vermeintliche a priori der Erkenntniß im Fluß der Phylogenie aufzulösen. Schreiben wir Philosophie nach Art der Historie, so befreien wir uns vom philosophischen a priori der dogmatischen Weltbetrachtung; deren Apodiktizität hatte dann ihre Zeit. Liegt, wie Hers in seinem glänzenden Vortrag über die Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität verkündet, der Physik die Frage nicht mehr fern, ob nicht etwa Alles, was ist, aus dem Aether geschaffen sei, so liegt es der Mechanik als Philosophie nah, sich als „natürliche Schöpfungsgeschichte“ aufzufassen. Zwar hat man diese Geschichte einmal einen Roman genannt; aber der Gedanke, der historisch beschreibenden Mechanik könnte das selbe Loos beschieden sein, ist mir gar nicht so unerträglich. Dürfte ich erwarten, daß dabei die Theorie der Philosophie der des Romans kritisch verglichen würde, so möchte ich nur wünschen, daß jener Spott auch allgemein bemerkt wird. Denn dann könnte die Einsicht in den zweiten wesentlichen Vorzug der historischen Beschreibung und in die Natur jeder Wahrheitforschung nicht ausbleiben. Philosophie, Geschichte, Roman und Fabel haben — so verschiedene Dinge sie auch sein mögen — doch das gemeinsame Bestreben, eine Wahrheit zu veranschaulichen, eine kosmologische oder historische oder moralische Wahrheit. Allem metaphysischen Grübeln über die Räthselfrage: „Was ist Wahrheit?“, aller skeptischen „Sinnverleumdung“ zum Trotz wird sich der für das Leben und Denken fruchtbarste und annehmbarste Satz behaupten: Das Kriterium der Wahrheit ist die Wirklichkeit. Wir nenneu

Wirklichkeit die Anschauung in höchster Lebhaftigkeit, das „Angesehauete“; möglich ist Alles, was „anschaulich“ ist. Wenn zugegeben werden muß, daß der philosophirende Geist das Streben hat, das Weltgeschehen so anschaulich entwickelt zu sehen, daß die höchste Lebhaftigkeit dabei erzielt wird, so folgt daraus, daß es eine Regel der philosophischen Methode sein muß, von der Darstellung des möglichen Weltgeschehens zu der des wirklichen sich zu erheben. Die subjektive Form des Wirklichen aber ist die „Fabel“, — im weitesten Sinn. Diese Grundsätze können aus der Betrachtung geschöpft werden, die Lessing der Fabel im engeren Sinn widmet. „Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn Alles, was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich. Ein Besonderes also, bloß als möglich betrachtet, ist gewissermaßen noch etwas Allgemeines und hindert als dieses die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß. Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich sein kann, wenn die anschauende Erkenntniß den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen soll.“ Die „mögliche“ Mechanik als ein gewissermaßen noch Allgemeines muß auf eine wirkliche Mechanik als ein Besonderes durch historische Beschreibung reduziert werden. Wendet man ein, ich muthe dem philosophirenden Geiste zu, sich mit einer Fabel zu betragen, so könnte ich antworten: Er will so betrogen sein. Ich könnte mich mit dem Ausspruch eines Forschers wie Poincaré decken: „Wenig kommt darauf an, ob der Aether wirklich existirt; wesentlich ist für uns nur, daß Alles sich so zuträgt, als ob er existirte.“ Mit Baco könnte ich sagen: Recte enim veritas temporis filia dicitur. Aber weder will ich den Irrthum als nothwendig verklären noch die Relativität der Wahrheit oder irgend ein anderes Dogma zum Gesetz erheben. Den Weg zur Wahrheit möchte ich bezeichnen, den — wenn es einen solchen giebt — einzigen. Versuchen wir bei jedem Schritt, den unser begriffliches Denken thut, eine entsprechende anschauliche Vorstellung vom Verlauf der Dinge zu gewinnen, so befragen wir gleichsam einen Kompaß, der uns vor jeder Verirrung bewahren muß. Wären aber über den selben Verlauf mehrere Anschauungen möglich, so würden wir darum noch nicht dazu gelangen, hier eine Grenze der Verständigung zu erkennen und die individuelle Freiheit als ein aus methodischer Ueberlegung sich ergebendes Schlusspostulat über das des methodischen Zwanges zu setzen. Umgekehrt: die subjektive Konzeption der Anschauung müßte den objektiven Fortschritt der historischen Mechanik mächtig fördern; daß die selbe Subjektivität die eigentliche historische Wissenschaft außerordentlich gefördert hat, hat der Rechtshistoriker Hering nachdrücklich betont. Sowohl der Widerstreit mehrerer Konzeptionen innerhalb einer Persönlichkeit als auch der Auffassungen mehrerer Persönlichkeiten würde von der auch die Welt der Ideen beherrschenden

Selektion in streng „methodischer“ Weise zu Gunsten der besseren, wahreren Anschauung entschieden werden. Etwas der historischen Kritik Analoges müßte einen festen objektiven Wahrheitsbestand als Insel aus dem Gewoge der Meinungen emportauchen lassen.

Zwei besondere Forderungen, die noch an die philosophische Mechanik zu stellen sind, laufen auch auf das Prinzip der Reduktion hinaus. Das Verlangen Kirchhoffs, daß die Mechanik „auf die einfachste Weise“ beschreiben soll, kann von uns unverändert aufgenommen werden. Kürze in der Darstellung ist eine für deren Anschaulichkeit unerlässliche Bedingung; was über viele Seiten hin ausgesponnen wird, ist nicht „übersichtlich“. Freilich setzt die Reduktion der Darstellung auf ein alles Allgemeine enthaltendes Besondere Fleiß, Kritik und Gestaltungskraft in nicht gewöhnlichem Maße voraus. Darum wird es wohl immer philosophische Darsteller geben, die gleich Lafontaine glauben, es sei nöthig, um die ihnen nicht erreichbare Kürze eines Phädrus wettzumachen, d'égayé l'ouvrage durch allerlei Zuthaten; solche belustigende Darsteller sollte man eben nicht ernst nehmen. Ein wichtiges Erforderniß für die Reduktion der Darstellung wird aber auch die des Stoffes selbst sein, die wir darum als zweites besonderes Postulat formuliren müssen. Nichts sollte schärfer getadelt werden als die Annahme vieler Philosophen, die über den ganzen Stoff der zeitgenössischen Wissenschaft schreiben, ohne sich mit ihm gründlich vertraut gemacht zu haben. Nicht durch oberflächliche Betrachtung oder gar mühlose Intuition, sondern nur durch ernste Arbeit sind die für den Philosophen unentbehrlichen universalen Kenntnisse zu erlangen. Aber es ist nicht zu verkennen, daß die individuelle Konzeption des gesammten Weltbildes oder einzelner Theile, die wir als einen wirksamen Hebel in der Erforschung der Wahrheit erkannt haben, unter dem sich immer höher thürmenden Berg menschlicher Errungenschaften fast erstickt. Wer eine wissenschaftliche Arbeit über ein auch noch so enges Thema schreibt und dabei — wie die heutige gelehrte Ansicht und die eigene Gewissenhaftigkeit es fordern — sich mit der Fachliteratur auseinandersetzt, muß schon eine seltene Kraft der wissenschaftlichen Persönlichkeit besitzen, wenn er, an das Ende gelangt, zur Bildung einer eigenen Meinung noch fähig ist; daß es unserer wissenschaftlichen Literatur trotzdem an originellen Gedanken nicht fehlt, kommt meist daher, daß die Autoren sich ihre Ansicht schon gebildet hatten, bevor sie sich dem Einfluß der um sie werbenden Vorgänger aussetzten. Die ungeheure Denkarbeit, die seit Jahrtausenden die Menschheit leistet, hat aber den doppelten Zweck, sowohl Ergebnisse zu schaffen als auch durch anhaltende und methodische Uebung die Kraft des Denkens zu steigern. Ein Theil der Ergebnisse ist darum immer mehr unter dem letzten Gesichtspunkt

zu beurtheilen und aus dem Bestande der Wissenschaft kritisch zu entfernen. Aber statt das Wesentliche unseres geistigen Erbes in der stetig sich ausbildenden Methode zu sehen, in der der künftige Wissenschaftsfortschritt *potentia* enthalten ist wie die künftige Menschheit in einer kleinen Samenzelle, statt dieses wunderbare Reduktionverfahren der Natur dankbar zu begreifen, pflegen wir in unmäßiger Verehrung der Tradition eine sonderbare geistige Archäologie und die blühenden Pflanzstätten der Wissenschaften verwandeln sich uns immer mehr in dumpfe Museen. So kommt es, daß die Forschung unserer Tage, statt vermöge ihres vervollkommenen Apparates in neuer, ungeahnter Bahn gen Himmel zu fliegen, zurückgeworfen vom Widerstand der Folianten, auf ihren früheren Standort oder sogar unter ihn taumelt. Ein von Herman Grimm gebilligtes Wort Emersons lautet: „Wir glauben nur an Das, was Andere vor Zeiten gesehen habe. Warum sollen wir nicht der Schöpfung frei entgegentreten wie sie? Warum uns nicht unsere Dichtkunst und Philosophie aus dem ewig sich erneuenden Wesen der Dinge formen, statt immer nur auf das Ueberlieferte zurückzugehen? Dauert die Offenbarung nicht fort? Sollen wir immer mit den Händen in dürren Gebeinen wühlen?“ Die angegedeutete nothwendige Reform unserer „Bildung“ vermag ein Einzelner natürlich nicht durchzuführen. Das Wesentliche aus der Fülle des Unwesentlichen auszuscheiden, ist nur nach genauer Prüfung des ganzen wissenschaftlichen Materials möglich; wer eine solche Prüfung unternehmen wollte, würde schon wegen der ihm mangelnden Autorität und sicher auch Kompetenz vielleicht eitle Arbeit verrichtet haben, wenn er überhaupt aus dem Meer, in das er sich versenkt, je wieder auftauchen sollte. Hier wird einmal eine großartige, von tiefen Einsichten erfüllte Gesamtorganisation einzusetzen haben. Wie die Menschenrechte aus dem Brande der Revolution emporlohten, so könnte aus der Asche der nachalexandrinischen Schrißkultur, vor der einmal die Epigonen trauernd stehen würden, das Recht der individuellen Konzeption als Flamme schlagen. Und doch müssen wir, wenn wir eine Philosophie fordern, auch die Sichtung des Stoffes *implicite* verlangen. So bleibt uns denn auch die Pflicht, wenn auch nicht die Methode der Sichtung — da sind genaue Vorschriften weder möglich noch angebracht —, so doch die allgemeinsten Bedingungen zu bezeichnen, unter denen sie zu vollziehen ist. Nach meiner Ansicht sollte von jedem Philosophen die sachwissenschaftliche Beherrschung mindestens einer naturwissenschaftlichen und einer historischen Disziplin verlangt werden, nicht nur darum, weil er nur so die nothwendige Orientierungsfähigkeit auf allen Gebieten erlangen kann, sondern auch, damit er durch die Bekanntschaft mit dem Experiment und der realen Natur- und Geschichtsbetrachtung für immer gegen alle Ausschweifungen des formalen Denkens gefeit wird. Daneben erscheint mir das Studium der Philosophiegeschichte

von fast untergeordneter Bedeutung, wenn nicht gar als ein Nachtheil, sofern es eine vorzeitige Einführung in die Gedankengänge Anderer versucht. Dagegen wird dieses Studium rechtzeitig und mit Nutzen getrieben werden, wenn der Philosoph aus dem von ihm bearbeiteten empirischen Material die Fähigkeit gewonnen hat, fremden Irrthum abzuweisen und fremden Wahrheitsbesitz sich anzueignen.

Eine Frage ist, ob eine philosophische Reduktion noch unter die Mechanik hinaus möglich, eine andere, ob sie nützlich ist. Viele Phygäer fühlen sich mit Helmholtz durch die Darstellung der Mechanik mit Hilfe der Systeme der Differentialgleichungen „am Besten gesichert“; andere bescheiden sich schon bei Integralgleichungen als den mathematisch-exakten Ausdrücken für Ergebnisse, auf deren genetische Beschreibung verzichtet wird. Jede Gleichung der Mechanik bedeutet wiederum eine Reduktion, da bei der Darstellung der Vorgänge von Verschiedenem abgesehen, Gemeinsames hervorgehoben wird. So erschließt sich uns der Gedanke, daß noch nach der Mechanik eine große Mannichfaltigkeitlehre steht — die Mathematik —, und die Frage, ob nicht sie einen Anspruch darauf hat, die philosophische Wissenschaft zu sein, ist berechtigt. Gegen den philosophischen Verus der Mathematik aber ist entscheidend, daß sie, obwohl Mannichfaltigkeitlehre — wie auch Niemann sie aufgefaßt und genannt hat —, auf die „reine“ Anschauung reduziert ist, der die für die Philosophie geforderte Anschaulichkeit ganz und gar abgeht. Die Mechanik als Fachwissenschaft muß daher eben so nothwendig auf ihre formalste Beschreibung hinausgeführt werden, wie die Mechanik als Philosophie sich verbieten muß, etwas Anderes als anschaulichste Beschreibung des Weltprozesses zu sein. Im Wesen ist aber die Mathematik gleich der Philosophie ein Ergebnis und keine Methode: ein letztes Extrait, das in die gesammte Naturwissenschaft so wenig rückverwandelt werden kann, wie einmal — nach der kosmologischen Entropielehre — die letzte Zone der Temperaturdifferenz in die Welt kreisender Planeten zurückzuverwandeln sein wird.

Hat aber die Mechanik keine Kraft, einer neuen philosophischen Wissenschaft das Leben zu geben: ist ihr als Philosophie darum ein ewiges Leben beschieden? Oder wird einst am Baum der Wissenschaften ein neuer Zweig als Philosophie entspringen, dessen Wachsthum das der Mechanik überragen wird? Es könnte scheinen, als rege sich in der unterdrückten „Psychologie“ ein geheimnißvolles Sprießen. Da differenziert es sich schon zu eigenartigen geistigen Mannichfaltigkeiten, Empfindungen, Gefühlen, Vorstellungen. Da reduziert es sich auf eine abstrakte geistige Mannichfaltigkeitlehre, die Logik. Einende Gedanken, die weit über unser heutiges Denken hinausweisen, sind längst erwogen worden: Descartes und Leibniz glaubten an ein logisches

Zeichensystem, das nicht nur Größenverhältnisse, wie die Mathematik, sondern auch alle Begriffsverhältnisse würde ausdrücken können; Descartes erwähnte es gelegentlich in einem Brief an Mersenne, Leibniz dachte ernstlich darüber nach. Ich kann nicht annehmen, daß dem philosophischen Primat der Mechanik von dieser Seite eine Gefahr droht. Die Elemente der Psychologie sind keine fest umrissenen Werthe, sondern nebelhafte Begriffe. Fechners Satz über das Verhältniß von Reiz und Empfindung ist falsch und die Psychologie ist noch nicht im Stande, ihre Elemente quantitativ zu bestimmen, geschweige denn, Etwas über die Qualitäten und Begriffsverhältnisse auszusagen. Bunge, der ausgezeichnete und beredte Anwalt der psychologischen Methode in der Physiologie, weist am Ende doch mit Resignation auf den Weg der Mechanik. Der Vorschlag, die Logik in Mathematik und die Mathematik in Logik oder beide Wissenschaften in eine höhere überzuführen, kann uns nur erst als Utopie anmuthen. In der Mathematik ist jede Gleichung ein Logisches und — wenn man will — auch jede Linie, in der eine Gleichung als hypostasirt gedacht werden kann; in der Logik giebt es mathematische Momente; aber es fehlt jegliche Grundlage für ein methodisches Denken über die Vereinigung zweier Mannichfaltigkeitlehren, der geistigen und der materiellen, von denen diese eben so bestimmt wie jene unbestimmt ist. Könnte man beide Lehren als gleichwerthig neben einander stellen und eine irgendwie geartete Vereinigung absehen, so dürfte man sagen, der philosophische Monismus werde durch den Vereinigungsversuch noch endgiltig methodisch auf seine Richtigkeit geprüft werden. Solche Hoffnung scheint nicht erlaubt; und wäre sie es auch, wir schritten doch geduldig weiter auf dem Wege langsamer Induktionen und Deduktionen. Nicht im Zeichen des Strebens nach dem Allgemeinen, sondern in dem weiser Beschränkung wird der menschliche Geist siegen. Schon haben wir einen Hochgipfel monistischer Erkenntniß erklommen. Wenn in der physikalischen Kristallographie die Form als eine physikalische Eigenschaft der Dinge geradezu definiert wird, wenn die Beziehung zwischen Form und Stoff als eine feste und gesetzmäßige bereits erkannt ist und selbst da, wo scheinbar Unregelmäßigkeiten vorliegen, das Gesetzmäßige noch in der Verhüllung hervortritt, wenn in der herpischen Hystokinetik, dank der begrifflichen Gegenüberstellung einer sichtbaren gröberen und einer verborgenen feineren Masse und dank der Schulung an einer feineren, die Energieterscheinungen bewirkenden Masse, dem Aether, eine solche Masse anschaulich wird, die mit dem Wesen des Stoffes in Bezug auf sich selbst die Wirkung der Kraft in Bezug auf andere wesensgleiche Massen verbindet, — so darf man wohl die Philosophie der „Einheit“ von Stoff, Kraft und Form die bestbegründete nennen. Methodische Forschung muß danach streben, die schon jetzt deutlich erkennbare Gesetzmäßigkeit der Beziehung zwischen „Geist“ und Form-Kraft-Stoff

mit der selben Genauigkeit zu formuliren, mit der die Bestimmung der Beziehung zwischen der Form eines Kristalls und seiner Elastizität, Spaltbarkeit, optischen Beschaffenheit gelungen ist. Wer vermag zu sagen, ob nicht einmal auf dem Felde der Vererbungsmechanik solche Untersuchungen gedeihen werden? Aber die genaueste Formulirung der bezeichneten Wechselbeziehungen wird noch keinen Aufschluß darüber geben, ob die Einheit nur ideell in einem ewigen gesetzmäßigen Zusammenhange besteht oder ob die Attribute in einer realen Substanz eins sind oder ob sie als relative „Substanzen“ nach einer noch dunklen Ordnung in der Zeit sich so verbinden, daß je ein Attribut dem Entwicklungstypus zur Zeit den Charakter giebt. Der Materialismus könnte mit der Behauptung, daß Form und nach ihr Empfindung erst aus einer gewissen kinetischen Beschaffenheit der Urmaterie entsprungen seien, Recht behalten; die augenfällige Manifestation des Weltprozesses spricht dafür. Freilich führt die Forschung auf einen Urstoff, doch auch immer noch auf Individualisirtes zurück. Auch müssen Urstoff oder Substanz, um als ein Wirkliches in die Anschauung treten zu können, als einmal wirklich gewesen gedacht werden können; die Differenzirung muß einmal angefangen haben; aber nach dem unsere ganze Naturauffassung beherrschenden Satz muß in dem Urstoff schon die Ursache der Aktualität potentiell vorhanden gewesen sein; und eben so der Anlaß dazu, daß die Ursache Wirkung wurde. An unserem Horizont ziehen dunkle Aporien auf. Das Problem von Kraft und Stoff erscheint in überweltlicher Gestalt als Problem von Substanz und Entwicklung.

Hier verflüchtigt sich das Spektrum der heutigen Weltanschauung ins Ultraviolette, ins Unsichtbare. Aber methodische Wissenschaft kann selbst ins Ungeahnte führen. Philosophiret ohne Regel und Prinzip, — und die Quelle des irdischen Lebens wird zu versiegen beginnen, Ihr aber werdet noch keine Weltweisheit besitzen; denket methodisch, — und die Erkenntniß kann über Nacht kommen. Ob die Mechanik, durch die Biologie befruchtet, noch mächtig wachsen wird, ob sie ein $\alpha\gamma\mu\alpha$ $\alpha\iota$ $\omega\alpha$ ist: diese Fragen können gestellt werden; warum sollte es kein Wissen um die Antworten geben? Wie Platon im „Kratylos“ sagte ich: Wir träumt von solchem Wissen.

Aber auch das höchste Wissen wäre nur der Philosophie erster Theil. Neben der Wissenschaft steht mit seinen Farben und Tönen, seiner Lust und Wehmuth das Leben. Das will auch beschrieben, will gelebt sein.

Dr. Hermann Friedmann.



Vor dem Untersuchungsrichter.

Vor dem Untersuchungsrichter steht ein kleines, auffallend mageres Bäuerlein in abgetragenen Hosen und gestickten Hosen. Sein Gesicht, mit Haar bewachsen und podennarbig, und seine Augen, unter den dichten, herabhängenden Brauen kaum sichtbar, machen den Eindruck mürrischer Strenge. Sein schon lange nicht gekämmtes, wirres Haar bildet förmlich eine Krone. Das giebt ihm eine noch größere spinnige Strenge. Er ist barsch.

„Denis Grigorjew!“ beginnt der Untersuchungsrichter. „Komm' mal näher ran und beantworte mit meine Fragen. Am siebenten Juni dieses Jahres überraschte Dich der Bahnwärter Zwan Semeonow Kinsar, als er früh morgens auf der hunderteinundvierzigsten Werst der Linie entlang ging, dabei, wie Du eine Schraubenmutter abdrehest, womit die Schienen an die Schwellen befestigt werden. La ist sie. Diese hattest Du da gerade abgeschraubt. War es so?“

„Wa—es?“

„War denn Alles so, wie Kinsar erklärt?“

„Nun, ja. 's war wohl so.“

„Gut. Und nun: wozu hast Du es eigentlich gethan?“

„Wenn es nicht nöthig wäre, möcht' ichs nicht machen“, antwortet Denis heiser; dabei schiebt er nach der Decke.

„Aber wozu hast Du es denn gebraucht?“

„Wozu? Wir machen daraus Angelbleie . . .“

„Wer ist Das: ‚Wir‘?“

„Nun, wir Alle . . . Die Klimower Bauern, heißt es.“

„Hör' mal, Brüderchen, stell' Dich nicht so blödsinnig und red' mal vernünftig. Brauchst hier nichts von Angelbleien vorzulügen.“

„Hab' mein Leb lang nicht gelogen; wozu sollt' ich jezt lügen . . .“ brummt Denis zwinkernd. „Wie soll man denn da, Euer Wohlgeboren; ohne Angelbleie? . . . Ich soll lügen . . .“ lacht Denis. „Ja, da müßt' der Teufel in ihm drin sitzen, wenn er oben schwimmen thät; der Barsch, der frisst, die Quappe geht allemal auf den Grund; und wenn es oben schwimmen thut, ja, dann wirds noch einen Breitling packen; und auch den selten . . . In unserem Fluß, da giebt es keine Breitlinge. Dieser Fisch liebt die Freiheit . . .“

„Aber was erzählst Du mir da zusammen von Breitlingen, Du?“

„Na, was? Sie fragen doch selbst! Bei uns fangen die Herrschaften auch . . . Der bummste Bub selbst wird nicht ohne Angelbleie gehen. Na, ja, Das heißt . . . Wer nichts begreift, der wird auch ohne Angelbleie gehen . . . Für dumme Köpfe, da giebt es keine Gesetze . . .“

„Also sagst Du, daß Du dies Ding da abgeschraubt hast, um daraus Angelbleie zu machen?“

„Ja, wozu denn sonst? Doch nicht, um Babchen 'mit zu spielen.“

„Aber als Angelbleie kannst Du doch Zinn nehmen oder eine Kugel . . . irgend einen Nagel . . .“

„Zinn find't man nicht unterwegs, muß man kaufen; und ein Nagel taugt nichts . . . Was Besseres als so 'ne Schraubenmutter find't man gar nicht . . . Ist schwer und ein Loch ist auch gleich drin . . .“

„Wie Du Dich dumm stellst! Gerade, als wärst gestern geboren oder vom Himmel gefallen. Kannst es denn nicht kapieren, wohin es führt, dies Abschrauben? Hätts der Wärter nicht bemerkt, konnte der Zug entgleisen, Menschen konnten getötet werden! Verstehst Du denn nicht: Menschen konntest Du töten!“

„Behüte, Gott, Gner Wohlgeborenen! Woys' tötet? Sind mir nicht agtand'!? Oder Spitzbuben, die . . . Gott sei Dank, lieber Herr, hab' ein ganzes Leben lang gelebt und hab' nicht nur nichts getötet, hab' auch solche Gedanken nicht mal gehabt . . . Bewahre und behüte, Himmlische Königin . . .!“

„Ja, also woher, meinst Du, kommen diese Zugentgleisungen denn? Dreh nur zwei, drei Schraubenmütter ab, — und die Entgleisung ist da!“

Denis lacht in sich hinein und blickt den Untersuchungsrichter mit mißtrauischem Stirnrunzeln an.

„Nu! Wie viele Jahre geht es schon so, daß das ganze Dorf es so thut! Nu? Und Gott hat nicht gewollt, daß ein Unglück passiert. Und Du gleich: ‚Entgleisung, Entgleisung!‘ ‚Menschen töten!‘ . . . Ja, wenn Einer eine Schiene wegtragen thäte oder wenn Einer 'nen Balken quer über den Weg legen wollte, nun denn, meinertwegen, da möcht' schon der Zug untergehen. Aber so . . . Pfui! So'n Ding!“

„Aber Mensch, bedenke doch, daß damit die Schienen an die Schwellen befestigt sind!“

„Das verstehen wir sehr gut . . . Wir schrauben ja auch nicht alle ab, wir lassen doch auch welche übrig . . . Thun Das nicht so ohne Verstand . . . O, wir verstehen schon . . .“ Denis gähnt.

„Im vorigen Jahr ist hier ein Zug entgleist,“ beginnt der Untersuchungsrichter wieder. „Jetzt wird es auch klar, warum.“

„Ah! Wie?“

„Jetzt, sage ich, ist es auch klar, warum im vorigen Jahr der Zug hier entgleist ist . . . Ja, jetzt begreife ichs.“

„Nun, dazu sind Sie ja gebildet, daß Sie es begreifen, unsere Herrschajten . . . Der Vergott hat gewußt, wenn er Verstand geben soll. Nu, wie haben auch darüber nachgedacht: so oder so, wie und warum. Aber so'n Bahnwärter, Das ist ja so'n Bauer; nichts versteht Der, packt Einen nur am Kragen und schleppt ihn . . . Zuerst überlege, dann kannst schleppen! Nu, Gott, 'n Bauer, der ist aus Bauerverstand . . . Schreiben Sie auch ein, Gner Wohlgeboren, daß er mich zweimal auf die Zähne schlug und in die Brust . . .“

„Als man bei Dir Haussuchung hielt, fand man noch eine zweite Schraubenmutter . . . An welcher Stelle hast Du die abgeschraubt und wann?“

„Das reden Sie von der, die unter dem rothen Koffer lag?“

„Ich weiß nicht, wo man sie bei Dir da gefunden hat. Jedenfalls: man hat sie gefunden. Wann hast Du die abgeschraubt?“

„Ich hab' sie nicht abgeschraubt. Ignascha hat sie mir gegeben, der Sohn des krummen Semjon . . . Ich mein' die, die man unter dem rothen Koffer gefunden hat; aber die, die da im Schlitten gelegen hat, die haben wir zusammen mit Nitrosan abgeschraubt.“

„Mit welchem Nitrosan?“

„Nu, mit Nitrosan Petrow . . . Haben Sie denn nicht gehört? Der

Rege macht und sie den Herrschaften verkauft. Er braucht viele solche Dinger. Für jedes Reg, berechnen Sie mal so zehn Stück . . .“

„Dör' mal . . . im Artikel 1081 des Strafgesetzbuches heißt es: Jede mit Vorbedacht ausgeführte Schädigung der Eisenbahn, sofern sie den auf diesem Wege folgenden Transport einer Gefahr aussetzt und der Schuldige gewußt hat, daß die Folge hieroon ein Unglücksfall sein muß — verstehst Du? ‚Gewußt hat!‘ Und Du kannst nicht behaupten, daß Du es nicht gewußt hast, wohin dies Abschrauben führt —, wird mit Verbannung zur Zwangsarbeit bestraft.“

„Natürlich: Das wissen Sie schon besser. Wir sind dunkle Leute . . . verstehen nichts.“

„Alles verstehst Du! Lügst nur, verstellst Dich.“

„Wozu lügen? Fragen Sie im Dorf, wenn Sie es nicht glauben . . . Ohne Angelblei fängt man 'nen Weißfisch, 'nen Gründling. Und Das geht sogar nicht ohne Blei.“

„Nun sang' nur noch von allen möglichen Fischen an!“

„Wenn man 'ne Angelschnur ohne Blei ins Wasser läßt . . .“

„Schweig jetzt!“

Schweigen. Denis blickt auf den Tisch mit dem grünen Tuch und zwinkert stark mit den Augen, als sähe er vor sich nicht das grüne Tuch, sondern die Sonne. Der Untersuchungsrichter schreibt hastig.

„Ja, heißt es, kann gehn?“ fragt Denis nach einigem Stillschweigen.

„Nein, ich muß Dich unter Bedeckung ins Gefängniß schicken.“

Denis zwinkert nicht mehr mit den Augen; er zieht die dichten Brauen in die Höhe und blickt fragend auf den Beamten.

„Das hei . . . Wie denn . . . Ins Gefängniß, Euer Wohlgeboren? Ich hab' keine Zeit, muß zum Jahrmarkt, hab' noch vom Jegor drei Rubel für Speck zu bekommen . . .“

„Schweig, stör' mich nicht!“

„Ins Gefängniß . . . Wärs noch wofür, wär' ich gegangen; aber so . . . lebst, bist gesund . . . wofür denn? Hab' nicht gestohlen, scheint mir, hab' mich nicht geprügelt . . . Und wenn Sie glauben, daß ich da noch nicht eingezahlt habe . . . Euer Wohlgeboren, glauben Sie dem Schulzen nicht. Fragen Sie das wirkliche Ritglieb . . . Nicht mal ein Kreuz trägt er, der Schulze . . .“

„Schweig!“

„Ich schweig' ja schon . . .“ brummt Denis. „Und was der Schulze da in der Abrechnung vorschwappt, Das kann ich unterm Eid . . . Wir sind drei Brüder: Kusjma Grigorjew, Jegor Grigorjew und ich, Denis Grigorjew.“

„Du störst mich! He! Semjon!“ ruft der Untersuchungsrichter. „Führe den Kerl mal ab!“

„Wir sind drei Brüder“, brummt Denis, während zwei kräftige Soldaten ihn abführen. „Ein Bruder ist nicht verantwortlich für'n anderen . . . Kusjma zahlt nicht; und Du, Denis, antworte . . . Richter . . . Nun ist er tot, der selige Herr General! Der möcht' Euch schon zeigen, Euch Richter . . . Richter darf nur, wers versteht, nicht so ins Blaue hinein . . . Kannst durchprügeln, aber sollst wissen, wofür, und nach Gewissen . . .“

Natur und Kultur.

Darwins Theorie mit den Begriffen der Entwicklung, Vererbung und Anpassung hat schon früh die anderen Zweige der Wissenschaft und besonders die Lehre vom Menschen zu beeinflussen begonnen. Alle in den letzten drei Jahrzehnten aufgenommenen sozialen Ideen hängen mehr oder weniger mit der Entwicklungslehre zusammen; sie suchen entweder den Menschen als animalisches Wesen den allgemeinen Naturgesetzen völlig zu unterwerfen oder auf irgend eine Weise eine Ausnahmestellung zu begründen. Schon 1871 hat Garneri in seinem Buch „Sittlichkeit und Darwinismus“ diese Probleme behandelt und die Einwirkungen der naturwissenschaftlichen Betrachtung auf die sittlichen Anschauungen sind seitdem unausgesetzt Gegenstand der Betrachtung gewesen.*) Aber auch die Geschichtswissenschaft konnte von den Ideen des Darwinismus nicht unberührt bleiben. Innerhalb des Meinungsaustausches, der sich an Lamprechts Deutsche Geschichte knüpfte, ist die Unterfrage lebhaft erörtert worden, was denn unter „geschichtlicher Entwicklung“, von der so viel geredet wird, eigentlich zu verstehen sei, ohne daß bis jetzt irgend eine allgemein befriedigende Begriffsbestimmung gefunden wäre. Der Kampf ums Dasein in seiner Anwendbarkeit auf die menschliche Gesellschaft ist erst neuerdings von Kolb (Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft Bd. 57) besprochen worden; aber die Grundfrage, wie sich die menschliche Kulturgesellschaft im Vergleich zu Gesellschaften anderer organischen Wesen verhält, blieb bisher unerörtert. Und sie mußte es bleiben, denn eine solche Erörterung, wenn sie nicht willkürliche Konstruktion bieten wollte, mußte auf Grund der vergleichenden Ethnographie ein Bild der Frühkultur im Völkerleben entrollen und dann auf Grund der gewonnenen Anschauungen die menschlichen Gesellschaften mit den Gesellschaften der Thiere vergleichen. Dieser gewaltigen Aufgabe hat sich nun mit großem Glück Heinrich Schurz,**) Assistent für Ethnographie am Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde in Bremen, gewidmet und damit nicht nur den Begriff „Kultur“, der wie jener der „Entwicklung“ landläufig alles Mögliche bedeuten muß, wirklich näher bestimmt, sondern auch auf die Frage, wie sich der Mensch den darwinischen Gesetzen gegenüber verhalte, eine Antwort gefunden: „Kultur ist die Erbschaft der Arbeit vorhergehender Generationen, so weit sie sich in den Anlagen, dem Bewußtsein, der Arbeit und den Arbeitsergebnissen der jedesmal Lebenden verkörpert.“ Die Kultur ist es im recht eigensten Sinne, die den Menschen vom Thier scheidet; denn während sich beim Thier durch Vererbung und Anpassung eine beständige Wandlung des Körperbaues, eine

*) S. Alexander Tille: Von Darwin bis Nietzsche, Leipzig 1895.

**) Urgeschichte der Kultur. Bibliographisches Institut in Leipzig.

immer feinere Differenzirung körperlicher Organe unbestreitbar beobachten läßt, ist Dies beim Menschen in nur ganz engen Grenzen der Fall. Der Mensch hat aber dafür ein anderes Mittel der Anpassung; er hat verstanden, seine Hand den verschiedenartigsten Zwecken nutzbar zu machen, ohne sie ihrem Bau nach umzubilden, indem er das Werkzeug erfann. Dieses ist es nun, was immer weiter ausgestaltet und unendlich variiert wird, aber nicht mehr nach Trieben, sondern nach gewissen Vorschriften der Zweckmäßigkeit, die der Geist des Menschen giebt. Klar sind damit für das allgemeine Erkennen Natur und Kultur — das früher so beliebte Schulaufsatzthema nach Schillers „Spaziergang“ — gegen einander abgegrenzt: wo das erste Werkzeug austritt, da beginnt die Kultur und eben da hört der Mensch auf, lediglich dem Naturgesetz zu unterliegen.

Den gewaltigen Stoff gliedert Schurz in fünf Hauptabschnitte und behandelt darin die Grundlagen der Kultur, die Gesellschaft, die Wirtschaft, die materielle Kultur und schließlich die geistige Kultur. Auf so neutralem, wissenschaftlichem Boden anscheinend alle Ausführungen sich bewegen: sie rogen in den daraus zu ziehenden Folgerungen doch unmittelbar in das Gegenwartleben und dessen geistige Kämpfe hinein und überall wird Stellung dazu genommen und eine auf dem festen Unterbau der Thatfachen ruhende wissenschaftlich begründete Meinung vorgetragen. So wird an verschiedenen Stellen der Werth des Kommunismus für gewisse Kulturperioden unter Hinblick auf moderne kommunistische Bestrebungen gewürdigt; so wird die oft von oberflächlichen Beobachtern vorgetragene pessimistische Anschauung, jede Kultur sei verdammt, mit ihren Trägern nach einer verhältnißmäßig kurzen Blüthe zu Grunde zu gehen, gegen Schluß des ersten Hauptabschnittes treffend widerlegt und in kühler Abwägung wohl ein dauernder Wettbewerb zwischen der weißen und gelben Rasse als wahrscheinlich hingestellt, aber nicht, wie man es oft hören kann, der alsbaldige endgiltige Sieg der gelben über die weiße prophezeit. Das oft so leichtfertig für allerhand menschliche Gemeinschaften verwendete Wort „Gesellschaft“ kommt hier wieder einmal zu Ehren; Anfänge und weitere Ausgestaltung des sozialen Körpers werden klar unterschieden und die Entwicklung wird nicht etwa nach einem bestimmten Schema, das in irgend einem konkreten Falle beobachtet worden ist und nun verallgemeinert wird, gezeichnet. Der Abschnitt über die Anfänge des Staates ist allen Pseudophilosophen recht zu empfehlen, die aus dem Wesen des Staates ganz abstrakt alle möglichen Forderungen für den modernen Staat ableiten möchten. Der Staat entsteht erst durch die Verbindung des Volkes (Stammes) mit dem Boden; nicht die Organisation der Menschen allein macht den Staat, wenn sie auch eine unentbehrliche Voraussetzung ist. Im Hinblick auf die naturnothwendige Staatsverfassung, die im Einzelfall die

verschiedenste Gestalt annehmen kann, lesen wir die goldenen Worte: „Die Art der Verfassung ist nur eine sekundäre Frage und alle Schwärmer, die von politischen Prinzipien, von Staatsgrundgesetzen und Erklärung der Menschenrechte das allgemeine Heil erwarteten, sind bis jetzt bitter enttäuscht worden: die Verfassungen folgen dem Fortschritt, aber sie machen ihn nicht!“

Ein großer Vortheil ist, daß Schurz die Wirtschaft, die heute ja am Meisten interessiert, zunächst abstrakt und dann erst ihre Früchte behandelt. Er zeigt uns die Kulturerrungenschaften im eigentlichen Sinn; es ist erstaunlich, welche komplizirten, sinnreichen und kostbaren Gebrauchsgegenstände die primitive Kultur zu erzeugen vermag und wie sich namentlich der Mensch der Urzeit Eigenschaften der Naturstoffe nutzbar machen konnte, aus denen wir heute keinen Vortheil mehr zu ziehen vermögen (die Gestalt der Muschel, die zu ihrem Gebrauch als Löffel führt). In anderen Fällen, wie beim Schlarfröhr, läßt der primitive Mensch Thätigkeiten aus, die in ähnlicher Weise erst wieder beim modernsten zu beobachten sind. Von bewundernswerthem Scharfsinn zeugen auch die Verkehrseinrichtungen, zum Beispiel die Hängebrücke und die Fldje und Schiffe.

In ganz andere Gebiete führt der letzte Hauptabschnitt, wo die Sprache nebst den Anfängen der Schrift, die Kunst, Religion, Recht und die Anfänge der Wissenschaft erörtert werden. Die Religionen mit ihren wunderlichen und unter einander abweichenden Ceremonien sind hier so anschaulich dargestellt wie bisher nie in der Literatur. Das Selbe gilt von der Rechtspflege, die ein von Natur vorhandenes „Gerechtigkeitsgefühl“ als unmöglich erweist, wenn es nicht lediglich formalen Inhalts sein soll.

Die vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Forschung hat in neuester Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht. Die früheste Vergangenheit der Kulturvölker ist durch Ausgrabungen und sorgfältige Erforschung der literarischen Quellen, namentlich der Rechtsaufzeichnungen, in ungeahntem Umfang gefördert worden. Daneben haben die Reisebeschreibungen der Entdecker eine ganz unendliche Menge von guten und zuverlässigen Beobachtungen ans Licht gebracht, die bei Naturvölkern gemacht worden sind. Der Vergleich der so auf ganz verschiedenen Wegen gewonnenen Forschungsergebnisse hat unser Wissen erweitert, aber keine der recht zahlreichen „Kulturgeschichten“ hat bisher den Wissensstoff, gerade mit Bezug auf die Frühzeit, nach großen Gesichtspunkten zu verarbeiten und einheitlich darzustellen verstanden. Schurz hat dieses Problem gelöst und damit zugleich in einer gemeinverständlichen Sprache die Brücke geschlagen zwischen Naturwissenschaft und Geschichte; er zeigt, wie der Mensch vom Naturwesen zum Gliede einer menschlichen Gesellschaft wird, deren Wirken die Geschichtsschreibung zu enthüllen hat.



Sieder auf einer alten Saute.

I.

Er freut sich, daß es Frühling ist.

Ode Jambica.

1.

Mein Bauch ist nicht for Döllerey,
doch diß so muß ich sagen,
der göldne Monats-König Mey
setzt mihr nicht bloß die Leber frey,
er stärckt mihr auch den Magen.

2.

Artichoffen, Bortulaf, Spinat,
so nichts bräucht man zu schonen,
Endivien gibts und Kopff-Saulat,
selbst Spargel sieht man schon barat,
Kaubunzelgens und Bohnen.

3.

Diana naßt biß übers Knie
fischt Krebsdens und forellen,
Cupido sticht nach Sjöllerie
und selbst Sylvan, das thumme Vieh,
kaut Dill und Bimpinellen.

4.

Iht schmückt zu Hammel Bärl-Portree,
iht neid ich nicht die Doten,
iht halt ich mich nicht retiree,
wenn ich auß eynem Deller seh
Butthühndken-fleisch mit Schoten.

5.

Darzu so schänd ich mihr waß eyn,
sonst scherfft sich mihr mein Blütgen,
doch kans des öftern auch statt Wein
Pfund-Bier auß Kötschenbroda seyn,
das steigt nicht so ins Hütgen.

6.

Diß aufgebluhterter Virgil,
bedrillre Deyne Meickens,
iht müht sich mein gespizzter Kihl
nur for den lihben Vetersihl
und for die Kibizz-Eyckens!



II.

Er freut sich, daß es Sommer ist.

Ode Trochaica.

1.

Iht, da alle Kohsen blühn,
daseit man bloß noch im Grün,
wo drey wunder-nette Bircken
eine Wasen-Bandl ämbzircken.
Kleyne Blumen blau und weiß
züubern dort ein Paradeiß,
drin sich Kefersdens und Hummeln,
ja, selbst Schmätkerlinge dummeln.

2.

Gravitetisch Schritt for Schritt, . .
jeder nimbt sich seyne mit,
durch die bundten Laub-Verhänge
wandeln wir die Tulpn-Gänge.
Wie verzückt enthaucht ein Mh,
iht so sind wir endlich da,
lihlich reucht es allenthalben
und die Luft durchzwittschern Schwalben.

3.

Chloe, geuß uns Koffee eyn,
der erfreut iht mehr als Wein,
zu gebaknem Kamms-Geschlinge
machen sich iht Pffisterlinge!
Butter-Milch mit Bayrisch Kraut
schafft uns nicht zu grohbe Haut,
freundlich reichen wir einander
blau gekochten Bley und Zander.

4.

Pamfletchen streicht galant
Kowjar-Schnittgens for Palant,
zahrt durch ihr korallnes Pfortgen
schihbt er ihr ein Erdbeer-Dörtgen.
Doris drufft sich roth und froh
recht an ihren Florido,
Damon angelt unterm Dische,
daß er Flaviens Fuß erwische.

5.

Wo Cupido dirigirt,
sichs fürtrefflich mußirt,
Harffen, Zinken, Zimbeln, Geigen,
iht dürft Ihr nicht lenger schweigen!
Stimmt die Kehlen Mann for Mann,
Alles hebt zu singen an,
Rosilis und Philirille
keyne helt ihr Mäulgen stille.

6.

Mit der schönen Galathee
wäh ich mich schon fast im Klee,
laßt uns mit gefültem Panzen
rund umb dihs Bäumlein danzen!
Stampft und jubelt, jubelt und schreyt:
o Du Sonnen-süße Zeit!
Nackt auff hundert weißen Wöldgen
sibt uns zu ein Hefir-Wöldgen.



III.

Er freut sich, daß es Herbst ist.

Ode Jambica.

1.

Der festeigte Oktober
hat Alles bundt vermahlt,
mit Oepffeln auß Zinober
die reife Jeres brahlt.
Syloan füllt seyne Schläuche,
Merkur mängt Pflaumen-Brey,
schon schallt durch Pusch und Sträuche
Dianens Jagd-Geschrey.

2.

Mirtillgen, süße Taube,
komm, decke mir den Tisch
in dihs Purpur-Laub,
noch sind wir jung und frisch.
Noch krächzten nicht die Raben,
wormit Saturn uns dräut,
noch kräftigen uns die Gaben,
die uns Vertumnus beut!

3.

Kydens Trauben blinken,
keyn finger dhut mir weh
bey schön-beräuchten Schinken,
darzu was Späff-Gelee.
Fast mehr als Florens Kohsen
erfreun iht meinen Sinn
Pomonens Appelfosen
mit ihren Grüdgens drinn.

4.

Ich lasse nichts verderben,
ich gebe kein Quartir
und frohlich heiß ich sterben
drey Glässgens oder vier.
Und brommt mir gleich das Köpffgen:
Daß ist mir einerley;
nur bitte ja keyn Tröpffgen
Maul-ab und neben-bey!

5.

Moseller und Feltliner,
zu Allem jauchz ich Ja,
Rofazer, Marziminer,
Tokaj und Malaga!
Nur bloß feyn Kniffe-Peter,
wenn alle Divat! schreyen,
zu Eibers Sauff-Korneter
würd ich wie pafflich feyn!

6.

Bald ist iht wohl gelitten
die gödne Martins-Gang,
Olivckens, Kappern, Qwitten
stopft man ihr untern Schwanz.
for Wilt-Prätt und Basteten
ist dan die rächte Zeit.
Laßt andre knien und beten,
ich daumle allbereit!



IV.

Er freut sich, daß es Winter ist.

Ode Trochaica.

1.

Iho, wo der Winter meist
nichts wie Schnee und Hagel schmeißt,
draut man sich auß seynem Haus
kaum mit halber Nase rauch.
Denn es sind uns sonst die Ohren
gleich ganz diff mit Eyß befroren.

2.

Drümb so sezt man seynen Sinn
auff ein volles Wämbstrichin.
Eyer-Muß mit Amber dreyn
schlingert man in sich hinein,
und wie süß zum Koffee schmücken
morgen ist die Botter-Wücken!

3.

Karpen, Stintckens, Plöckckens, Hächst,
Alles kömbt uns iho rächt.
Schincken, Würste, Sauer-Kraut
und was man noch sonst verdant.
Ingwergens und Citronaten
sind iht gleichfalls wohl gerathen.

Wilmersdorf.

4.

Hat man dan genug gebappt,
fühlt man, daß man kaum mehr jappt,
zihmbt ein Schlüffgen Aquavit,
weyl man nicht den Kirch-Thurm silt.
Doch man weiß, es ragt derselbe
noch ins obre Blau-Gewelbe.

5.

Dan so drufft man Dorime
zährtlig auff das Kanapee,
buht ihr Schnuhücken und enthüllt
was ihr brall das Mißder füllt.
Denn man muß nach solchen Sachen
sich ein Mouvementgen machen.

6.

Ihrer Euglein stinker Lauff
fordert uns zum Schpihlen auff.
Und sie kiffert und sie lacht,
biß ihr pums das Bälhcken kraecht.
So nur kan man mit Behagen
Boreas ein Knüppgen schlagen!

Arno Holz.



Bestien.

Sich wache leise auf und fühle, daß der Schlaf mich erquickt hat. Ich riehe den flüchtigen Augenblick und weiß nichts Anderes, als daß er schön ist. Noch bin ich selbst im Halbschlaf, aber das Gefühl des Lebens, der Freiheit und der Schaffenslust ist klar und stark in mir und ich werde gleich mit raschem Satz aus meinem Traumzustand in die Wirklichkeit hinüberspringen, wie ein Schwimmer ins kühle Wasser.

Je mehr ich mich aber dem wachen Bewußtsein nähere, um so dichter spinnst sich über die farbig leuchtenden Bilder meines Glücksgefühls ein Schleier, hinter dessen grauem Gewebe sie allmählich verschwinden. Eine dunkle Ahnung steigt in mir auf, etwas Häßliches, das mir den Genuß des Augenblickes schmälert, das aus dämmernder Ferne seine Fingarme nach ihm ausstreckt und ihm das Blut aus den Adern saugt. Der Augenblick, der mir gehört, erscheint mir plötzlich wie eine verbotene Frucht, die ich mir heimlich geraubt, ehe sie mir von Rechts wegen zukommt. Ein phantastischer Reigen von Dingen, die noch gethan werden müssen, ehe ich mir das Recht erworben, vom Baume des Lebens zu pflücken, huscht nebelhaft an mir vorüber. Ich kann sie nicht deutlich sehen, da ich noch im Walde meiner Traumstimmung wandle, aber ich weiß: sie lauern heimtückisch hinter den Bäumen und warten auf den Augenblick, wo sie mir in den Weg treten und sagen können: „Da bin ich, bezwing mich, jetzt bin ich an der Reihe!“ Und ich weiß, ich muß bereit sein, die Bestien zu empfangen.

Rein leuchtender Augenblick verblaßt und ich scheue mich, in die kühle Wirklichkeit hineinzuspringen, und bleibe lieber in der dämmernden Bettwärme meiner Träume, bis ich in dem grauen Morgenlicht ganz wach und nüchtern werde und mit benommenem Kopf und schweren Gliedern meinen Tag beginne.

Während ich meinen Morgenimbibé einnehme, schiele ich in die Zeitung, die neben mir liegt. Ich weiß: es ist dumm, denn sie interessiert mich nicht, sie belehrt mich nicht, sie bereichert mich nicht innerlich. Warum lese ich sie denn? Natürlich bemerke ich sofort, daß der K.-Berein heute Abend eine Sitzung hat. Ich bin längst nicht mehr im Walde meiner Traumstimmungen, aber trotzdem fühle ich deutlich die Bestien hinter den Baumstämmen; mir ist, als hätte plötzlich ein Knopf irgendwo hervorgeklagt, und ich höre in scharfem Diskant die Worte: „Um acht Uhr, vergiß nicht!“

Ich weiß jetzt: Punkt acht Uhr wird eine von ihnen hinter ihrem Baumstamm hervorkriechen und zischeln: „Da bin ich, jetzt ist meine Reihe.“ Ich weiß, es wird in einem Augenblick geschehen, wo ich am Wenigsten geneigt sein werde, ihr zu folgen. Sie wird vielleicht eine köstliche Stunde stiller Sammlung mitten durchschneiden und um Haupteslänge kürzen. Vielleicht wird sie lebendige Blumen, die jene Stunde mir bringt, mit ihrem Frosthauch töden. Und doch höre ich mit Ruhe und einer gewissen Befriedigung die Worte: „Um acht Uhr, vergiß nicht!“ Mein Tag, der in der Luft zu schweben schien, mit dem ich nichts anzufangen wußte, hat einen Stützpunkt gefunden, von wo aus meine Gedanken ihr Spinnengewebe weiterdehnen können.

Ich gehe ins Freie. Ein herrlicher Morgen, kühl und still. Meine Seele weitet sich in dem Sonnenlicht. Ich fühle mich frei und sorgenlos, ich kann

mich dem Augenblick in unbefangenen Gemüth hingeben. Ich will aus Meer, weiter weg aus den engen Straßen, ich will grün schillernde Farben sehen und Salzgeruch athmen.

Ich sehe nach der Uhr. Warum? Ich weiß es selbst nicht. Hat wieder eine der vertrackten Bestien hinter ihrem Baumstamm hervorgeguckt? Ich besinne mich: richtig, in einer Stunde muß ich ja zu Hause sein. Dann kommt eine Versammlung, dann das Bureau, dann ein Besuch und dann . . . Ich sehe ein ganzes Menu fertig abgewogener Portionen, nach denen mich nicht hungert und die mich nicht sättigen können. Und doch bin ich es selbst, der meine Tafel mit ihnen belastet hat, als wäre ich ein durchgetriebenes Lederkraul.

Und während ich im Sonnenlichte dem Meere zuwandere, ordne ich meine Gedanken, überlege mir das Programm meines Tages, sondere das Wichtigste vom Unwichtigen, prüfe und wäge, und theile jedem sein Stündchen, sein Minütchen und sein Sekündchen zu, bis ich schließlich arm wie eine Kirchenmaus dastehe. Aber ich bin zufrieden. Ich fürchte mich nicht mehr vor den Bestien. Ich verkehre mit ihnen auf vertrautem Fuße, ich verabrede mit jeder ein Stündchen und denke beinahe mit Vergnügen an die Zerstreung, die sie mir auf meiner eintönigen Wanderung verschaffen werden. Ich schwelge in dieser unfruchtbareren und spielerischen Arbeit, denn sie dünkt mich wichtig und nothwendig. Ich will mich von dem großen Augenblick nicht überrumpeln lassen, wo das Leben plötzlich vor mir steht und sagt: „Hier nimm mich, ich bin Dein.“ Ich will bereit sein und ich gehe so ganz in den Vorbereitungen auf, daß sie mir zur Hauptsache werden und ich mich nicht einmal verwundert frage, warum der große Augenblick noch immer nicht gekommen ist.

Ich bin in meinen Gedanken und Berechnungen schon wieder in meinem Hause angelangt. Das Meer, der würzige Salzduft, die blaue Ferne mit ihren dunklen Inselfurten, das blendende Sonnenlicht: ich bin an ihnen vorüber gegangen, fremd und gleichgültig; ich glaube, ich habe sie kaum bemerkt. Ich habe an Schatten gedacht, die meine eigene Phantasie in den trächtigen Schoß der Zukunft versenkte, während der lebendige Tag verschleiert neben mir ging und vergebens seine Hand nach mir ausstreckte.

So gleitet und rinnt mir Stunde auf Stunde aus der Hand, bis der Tag zur Reize, und Tag auf Tag, bis das Jahr um ist. Der Augenblick, der mich umgiebt, ist mir nicht Ziel, sondern nur Mittel und Stufe, um zu einem Ziel zu steigen, das mir immer gleich fern bleibt. Ich suche das Leben, weil ich es mit unerlöschlicher Inbrunst liebe, aber mein suchender Blick sieht das Nächste nicht: er irt ins blaue Dunkel der Zukunft und ruft den kommenden Tag, damit er den heutigen morde.

Die tausend Bestien hinter den Baumstämmen wissen ganz genau, warum sie sich verbergen. Kämen sie alle auf einmal aus ihrem Versteck, so könnte es geschehen, daß mir die Schuppen von den Augen fielen, daß ich ihnen mit einem einzigen Hiebe die Köpfe abschläge und mich dann lachend in den Schatten der Bäume legte. Sie wissen, daß ich blind und thöricht, daß ich feig und abergläubig bin, und haben mich deshalb zum Narren. Sie wissen, daß meine Hände nicht mutig zugreifen, sondern ängstlich tasten. Ich suche die Erfüllung und trete sie selbst mit Füßen, statt mich zu bücken und sie triumphierend auf-

zuheben. Ich jage nach dem Leben, — und meine Phantasie baut Berge zwischen mich und das Leben. In Hast und Spannung klettere ich die Hügel hinan. Wenn ich nur den Gipfel erreicht habe, wird sich mir eine weite Aussicht auf lichte Thäler eröffnen, wo mir entgegenblüht, was ich erwarre, wo ich Halt machen kann und Athem schöpfen und Früchte von lastenden Zweigen pflücken. Aber immer wieder wachsen neue Gipfel vor meinen Augen in die Höhe und immer wieder scheint mir, daß nur drüben die Sonnenseite ist.

Aber in lichten Augenblicken kommt über mich plötzlich die Einsicht, daß ich in einem furchtbaren Wahn befangen bin. Dann weiß ich, daß all die Bestien hinter den Bäumen Spulgestalten sind, die nur meine kranke Phantasie geschaffen hat, daß ich jeden Augenblick, der ist, mitten unter blühenden, Frucht tragenden Bäumen wandle und daß ich nur die Hände auszustrecken brauche, um die reifen Früchte zu pflücken. Dann weiß ich, daß ich schon längst auf der Sonnenseite der Hügel schreite und mich ruhsam ins Gras legen kann, damit der süße Blumenduft aus dem Thal der Erfüllung, das mir zu Füßen liegt, zu mir emporsteige und mich umschmeichle. Dann weiß ich, daß der kommende Augenblick ein betrügerisches Gespenst ist, nicht eines flüchtigen Gedankens werth, daß nur die Gegenwart, nur das kurze Heute, nur die Sekunde, die mich durchzuckt, Wirklichkeit hat und daß ich sie darum auskosten muß bis auf die Reize. Und in solchen Augenblicken lebe ich, tiefer und heftiger und reicher als sonst in Jahren öden und bangen Wartens und Ausschauens. In solchen lichten Momenten habe ich das Leben selbst gepackt und in wollüstiger Umarmung an meine Brust gedrückt.

Warum kommen sie so selten, diese lichten Augenblicke seligen Lebensempfindens? Wer sendet mir einen klugen Rattenfänger, der mit seinem Zütlenspiel die heimtückischen Bestien hinter den Bäumen meines Waldes hervorlockte, sie in den See spielte und für immer ertränkte? Ach . . . es giebt keine Rattenfänger mehr und ich werde die Bestien hinter den Bäumen niemals los. Ich werde immer die Ohren spitzen und sehen nach rechts und links die Blicke werfen und auf die Worte warten: „Da bin ich, jetzt bin ich an der Reihe.“ Und ich werde mein Leben lang an dem dürren Futter des kommenden Tages zapfen und in meiner Blindheit und Thorheit nicht sehen, wie die schwellenden Brüste des Heute neben mir vergebens sich nach der saugenden Lippe strecken.

Helsingfors.

Johannes Dehquist.



Ausländische Renten.

Die Parole des Tages ist: Billiges Geld. Und doch sind die Märkte unserer heimischen Anleihen verödet und der Kurs ist niedrig. Die Makler stöhnen. Wie anders wars sonst um diese Jahreszeit! Schon seit Tagen hatten in früheren Jahren die händigen Gäste der Maklerschranke alles Material, das an deutschen und preussischen Anleihen auf den Markt kam, aufgekauft. Denn am fünfzehnten September, wenn die öffentlichen Kassen die Octobercoupons auszahlten

anfangen, regte sich die Anlagelust im Publikum. Der „Termin“ begann und dauerte, wie eine große Messe, vier Wochen. Diesmal aber rührt sich nichts im Publikum. Was ist dieser Enthaltbarkeit letzter Grund? An der Börse erzählt man Alles von neuen Anleihen, die im Januar kommen werden. Sicher kommen sie. Seit wir unseren Beruf zur Weltpolitik entdeckt haben, ist ja die Neujahrsvisite unserer Minister bei den Bankkönigen zur ständigen Einrichtung geworden. Aber an solche Einrichtungen gewöhnt man sich und der Deutsche — „bieder, fromm und stark“ — ist so überzeugt von der Unerlöschlichkeit deutschen Staatskredites, daß ihn die beständige Steigerung der Staatsschulden niemals abhalten könnte, deutsche Anleihen zu erwerben. Aber die Börsen haben noch eine Erklärung: das Börsengesetz. Es ist in letzter Zeit zur Manie geworden, für alles Mögliche und Unmögliche das Börsengesetz verantwortlich zu machen. Jeder Cato der Burgstraße verkündet täglich: Coterum oanno, daß dieses Karthago zerstört werden muß. Nachherade wirkt es komisch, wenn man hört, wie jeder Banklehrling die Schwierigkeiten ökonomischer Probleme mit dem Hinweis auf das Börsengesetz zu lösen versucht. Ist es aber auch noch nur spaßhaft zu nehmen, wenn jüngst ein Börsenblatt von den verödeten Märkten orakelte, die zu schwach seien, um den deutschen Staatsanleihen eine feste Stütze zu gewähren? Nein. Denn in der Schreibstube dieses Blattes weiß man nur zu genau, daß trotz dem Börsengesetz — oder gerade seinetwegen — schwerere Arbeit geleistet wird, um Laura und Bochum und der Kassapapiere Laufenzahl zu steigern. Das Börsengesetz dient hier nur dazu, ernstere Gründe zu verbergen, besonders den, daß der Deutsche jetzt seine Renten billig verkauft, um exotische, höchst fragwürdige Werthe theuer dagegen einzutauschen.

Das ist des Pudels Kern. Das erklärt auch die eigenartige Situation, die wir heute sehen. Für die ausländischen Anleihepapiere ist in Berlin der Hegenabbath angebrochen. Und unsere Bankdirektoren sind die Hegenmeister. Industrie Gründungen können sie nicht machen. Die letzten Sturmangriffe der kühnen Spekulation haben die Bewißheit gebracht, daß sie Hufarenritte bleiben, denen der kompakte Heerbann der Käufer zweiter Hand nicht folgt. Was thun? Schließlich müssen doch bis zum Dezember noch Geschäfte gemacht werden, damit man wenigstens in den Berichten von „noch nicht abgerechneten“ großen Transaktionen sprechen kann. Da werden denn am grünen Tisch Konversionen und Finanzpläne ausgedacht, daß den Finanzministern überall das Wasser im Munde zusammenläuft. In Oesterreich will man die Millionen der Wairente in Bewegung setzen, Bulgarien, Serbien und Rumänien sollen mit frischen Anleihen gefestigt werden, Spanien regulirt die Salata, Argentinien und die Türkei konvertiren, — kurz, vom Balkan bis zum Stillen Ozean sind die Geister in frohlicher Arbeit. Die fremden Renten steigen von Tag zu Tag und das Publikum wird künstlich aufgeregt, damit ihm die Kauflust erwache.

Es ist ein gefährliches Spiel, das man da wagt. Das Publikum hat ein kurzes Gedächtniß. Allenfalls erinnert es sich noch daran, daß man es mit Treibern und Spielhagen betrogen hat. Vergessen aber ist, daß vor diesen Katastrophen, als das letzte Lebensjahrzehnt des neunzehnten Säkulums begann, das Vertrauen in die Kaufstaaten Amerikas und Europas hart bekrast worden ist. Sind der Griechen schon bemalte Staatsschuldbobligationen nicht noch immer viel

weniger werth, als man früher dafür zahlte? Ja, aber — so wird geantwortet — die Argentinier stehen doch schon wieder nah an 90, die Italiener, die Ihr einst so verlästertet, über Pari und die Portugiesen haben eine glückliche Konversion hinter sich. Sehr richtig. Doch wer von den alten Besitzern ist heute wohl noch unter Denen, die aus den glücklichen Zeitverhältnissen Nutzen ziehen können? Auf die Beantwortung dieser Frage kommt es an. Ein Rentenboom reißt eben immer eine ganz andere Menschengattung mit als ein Aktienrummel. Wenn das Publikum an Aktien sein Geld verliert, so ist Das schließlich nur die Konsequenz des Risikos, das jeder Aktienkauf nun einmal mit sich bringt. Selten erwirbt Jemand Dividendenpapiere nur, um höhere Verzinsung, meist, um Kursgewinn zu erzielen. Der sogenannte solide Aktionär ist gewöhnlich ein lästerner Gewinnjäger. Aber wenn die Kleinen heute zu Hunderten ihre Reichsanleihen verkaufen, um Balkanwaare dagegen einzutauschen, so geschieht es in den allermeisten Fällen thatsächlich der Surpluszinsen wegen. Kommt hier, dann der Rückschlag, so müssen die kleinen Sparer, um nicht Alles zu verlieren, sofort verkaufen und stüchfen mit dem Rest in den rettenden Hafen der deutschen Staatsanleihen. Die Gewinne der Erholungszeit heimsen die Andern ein. So droht denn unserem Volkvermögen schon wieder eine Gefahr, nachdem es soeben erst mit knapper Noth dem Spielhagenkrach entronnen ist. Aber vielleicht ist gerade die jeztige Rentenleidenchaft eine Folge der Pfandbriefkatastrophen. Man will das Verlorene wieder hereinholen. Doch der gewählte Weg kann zu neuem Unheil führen.

Die spanische Rente steht im Hauffstreiben vornan. Im Jahr 1898, nach Amerikas Sieg, 30, jezt 86. Die Quecksilbergruben Almadens werden wieder, als geeignetes Unterpfand für neue Anleihen, in bengalischer Beleuchtung gezeigt. Schon wird sogar erzählt, es sei sicher, daß Rothschild freres die neue Anleihe übernommen haben. Man nennt sie Valutaregulirungs-Anleihe. Die Bank von Spanien will ein Finanzkonsortium bilden, das die Wechselkurse reguliren soll. Dadurch hofft man die wirtschaftsfaßlichen Verhältnisse zu bessern. Eine sonderbare Therapeutenkunst, die glaubt, die Desinfektion der Leibwäsche müsse den Cholerafranken heilen. Als ich noch von meinem Lehrlingsstuhl aus der Weisheit der Arbitrageure andächtig lauschte, lernte ich als erste Lebensregel, daß die Wechselkurse der Ausdruck der Wirtschaftsverhältnisse seien. Diese Regel hatte auch bis jezt noch für mich volle Geltung. Daß man das Ding auch am anderen Ende anfassen und durch die Beeinflussung der Wechselkurse die Wirtschaftsmisere bannen kann, habe ich jezt erst staunend erfahren. Wie lange, glaubt man, soll dieses thörichte Spiel dauern? In dem Reich Karls des Fünften, wo einst die Sonne nicht unterging, geht sie jezt überhaupt nicht mehr auf. Die einzige Industrie, die dort blüht, ist die Papiergeldfabrikation; und der einzige Kurs, der dort vollen Werth hat, ist der Zwangskurs. 2½ Milliarden Pesetas Papiergeld füllen den Augiasstall der spanischen Valuta. Ich will nicht sagen, daß die Reinigung dieses Stalles unmöglich ist. Aber es genügt nicht, das Gemb des Patienten zu säubern: aus dem Körper müssen die Bazillen vertrieben werden. Am Mark des spanischen Volkes jezt der Alerus. Was in Frankreich nur in der Minister Einbildung besteht, ist jenseits der Pyrenäen wirkliche Gefahr. 70 Millionen Pesetas zahlt das Land für seine Geistlichkeit und deren Anstalten; und die Tote Hand giebt keinen Pfennig an Steuern

zurück. Der Adel zahlt auch nicht, das Volk aber leidet Hunger an Körper und Geist. Seit 1897 schuldet der Staat den Volksschullehrern 10 Millionen an rückständigem Gehalt. Und dabei arrangirt man eine Spanierkauffe.

Die spanische Finanzgeschichte ist eine Geschichte der Staatsbankbrüche. Seit den Zahlungseinstellungen der dreißiger Jahre immer nur Lichtblicke von kurzer Dauer. Nun weist man mit Stolz darauf hin, daß selbst nach dem Krieg um Kuba Spanien seinen ausländischen Gläubigern die Treue gehalten hat. Aber weshalb? Das offiziöse Organ des liberalen Herrn Sagasta verlangte damals recht deutlich eine Couponkürzung. Aber dieser ballon d'essai flog nicht sehr hoch, weil Frankreich am vierten Mai 1895 die Konsequenzen des Treubruches Herr Sagasta „freundschaftlichst“ zu Gemüth führte. Die Franzosen haben $\frac{1}{2}$ Milliarden spanischer Rente; außerdem hat Frankreich, als 1851 in Amsterdam, London und Frankfurt die Notirung der Spanier suspendirt wurde, allein seinen Kredit offen gehalten. Einen solchen Freund verschertzt sich auch der stolze Spanier nicht leicht. So bleibt denn die Zinskürzung noch in der Schwebel und Deutschland harret mit einem Besiß von ungefähr 50 Millionen Besetzen der Dinge, die da kommen sollen.

Vom Ebro- und Tagostrom führt uns der Börsentaumel an den Bosphorus, wo Rouvier, der Expanamist und Minister, den kranken Mann gesund machen soll. Auch die Anleihen dieses Landes, dessen Finanzgeschichte den Rechtsbruch zur Regel erhoben hat, schmecken jetzt süß wie Zucker. Es war lange ein beliebtes Bezirkspiel der westlichen Börsen, die Erhöhung der Trefferquote der Türkenlose auf 75 oder gar 80 Prozent zu prophezeien. Im April 1899 wurde von der Presse schon als Thatfache ausposaunt, was heute noch immer ein schöner Traum ist. Inzwischen aber ist die Sache ernst geworden. Die Unifizirung aller türkischen Werthe ist zwar noch im Stadium der Verhandlungen, scheint aber „ernstlich“ beabsichtigt zu sein. Was solcher Ernst in der Türkei zu bedeuten hat, lehrt ein Blick auf das Schicksal der geplanten Konversion der Zollanleihe. Die war auch schon fix und fertig. Da entdeckte irgend ein Pascha Mißverständnisse zwischen sich und der Ottomankant, — und heute ist die ganze Angelegenheit vertagt. Bis all die Projekte unter Dach und Fach sind, bleibt es bei der alten Finanzwirtschaft. Als Coullisse für ängstliche Kapitalisten dient immer die Dette Publique. Aber diese internationale Schuldenkommission ist eine Schöpfung des großherrlichen Muharremdekretes, das der Pabischah von Gottes Gnaden gegeben hat und stets wieder nehmen kann, wenn sein Portemonnaie allzu leer sein sollte. Die Börsianer aller Länder und Bekenntnisse aber beugen sich in Andacht vor dem Fetisch „Muharremdekret“.

Soll ich zum Schluß noch an die Vorgänge erinnern, die sich während der neunziger Jahre in Argentinien abgespielt haben? Ich kann es mir vorläufig sparen. Die soeben erschienene Festschrift der Diskontogesellschaft giebt darüber Auskunft. Dringend ist diese Schrift namentlich denen zu empfehlen, die sich jetzt vermaßen, sogar in englischen Stücken in der Burgstraße einen Großhandel zu etabliren. Freilich muß man zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Das hat die Fürsorge des Herrn von Hausemann durch breiten Druck erleichtert.

Plutus.